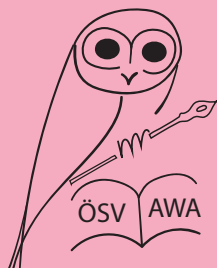


2021 / 02



Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

Literarisches Österreich 2021/02
Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

Liebe Kolleginnen, Kollegen und Lesende,

Es wird ein ungewohnt spätes zweites „Literarisches Österreich“ im heurigen 2021, nahezu zum Jahresende. Nachdem das „LÖ 21/01“ aus den bekannten Gründen umfangreicher als sonst üblich geworden war, schien es plus-minus den Jahresbedarf an Gedichten, lyrischer Prosa und belletristischen Texten abzudecken. An der Vorstandssitzung Ende Juli zeigte sich indessen, dass ein gewisses Manko verblieben war. Das galt namentlich für Rezensionen zu Buchveröffentlichungen unserer Mitglieder aus jüngerer Zeit und ebenso für Essays zu jenen Gedenktagen wichtiger Schriftsteller/innen, welche in die 2. Jahreshälfte fielen resp. fallen. Zum anderen begannen zwar auch in unserem Verband langsam die Lesungen mit Publikumsbeteiligung wieder, pandemiebedingt aber klappte ein erhebliches Loch aus den vergangenen Monaten. Der Vorstand entschloss sich deshalb, die dadurch (leider?!) „gesparten“ Kosten für Honorare, Saalmiete u.a.m. in ein – eben – 2. Heft des „Literarischen Österreichs“ umzuwidmen. Gleichwohl erschien es mit Beginn der Sommerpause wenig sinnvoll, kurzfristig auf ein ganz bestimmtes Thema bezogene Einreichungen anzufordern.

Die an der Sitzung vorgeschlagene Lösung, die thematische Einschränkung umzuwandeln und dieses Mal „nur“ einen bestimmte Altersabschnitt unserer Mitglieder zu berücksichtigen, fand rege Zustimmung. Sollte also die Gruppe unserer zum Glück immer zahlreicher werdenden „jungen OeSV-ler“ für einmal das Gros des Heftes buchstäblich in die Hand nehmen! Gesagt, getan: unter tätiger Mithilfe Constantin Schwabs bei den verschiedenen Vorstufen legen wir hier das Ergebnis zum Studium vor. Es wird ergänzt durch ein spezielles, in etwa gleichaltriges Duo: Mit Blick auf ihre jahrelange Betreuung unserer Publikatio-

nen erbat ich von den beiden „gewesenen“ Assistentinnen der letzten Jahre, Ines Scholz und Katharina Ahlfeld – inzwischen auch Vereinsmitglieder – eine Beteiligung (die auch zwischenzeitlich unter der Rubrik „Neue Mitglieder“ hätten laufen können).

Den „hinteren Teil“ des Hefts bilden wir gewohnt die Rezensionen, 15 an der Zahl, sowie die noch für heuer „fehlenden“ 5 Gedenktage, gefolgt von einem Nachruf und den Vereinsnachrichten. Auch diese Beiträge werden sicherlich die ihnen gebührende Aufmerksamkeit erlangen, aber ansonsten gibt doch dieses Heft für einmal einen besonderen Blick auf eine „unsrige“ spezielle Literaturszene! In diesem Sinn danke ich den Teilnehmer/innen und Ihnen allen für Ihr stetes Interesse an unserer Publikationsreihe!

A handwritten signature in black ink, reading "Martin Stankowski". The script is cursive and somewhat informal.

Martin Stankowski

Inhalt

Editorial 2

Thementexte – Junger ÖSV

Katharina Ahlfeld	Auszug – Kapitel: „Auftakt“	6
	Draußen	9
	Schöner wohnen	10
Thomas Aiginger	Ausnahmezustand	13
Markus Grundtner	Die Dringlichkeit der Dinge	18
Ida Leibetseder	Ein Sommer am Meer	22
	Spätsommer	23
	Fremde	23
Ines Scholz	Gedankenspiele	27
Günter Schütt	Hier im Süden	29
Constantin Schwab	Das Journal der Valerie Vogler	32
Cornelia Travnicek	Der letzte Leser	36

Jahrestage

Heimito von Doderer	Doris Kloimstein	41
Fjodor Dostojewski	Elisabeth Schawerda	44
Gustave Flaubert	Christa Maria Till	45
H. G. Wells	Josef Wagner	49
Carl Zuckmayer	Gerhard Eberstaller	51

Rezensionen

Neuerscheinung	Rezensent/in	
Zdenka Becker, Ausgewählte Gedichte.	Mechthild Podzeit-Lütjen	56
Katrin Bernhardt, Auf bittere Haut geschrieben	Klaus Ebner	57
Irene Diwiak, Liebwies	Martin Stankowski	58
Klaus Ebner, Schwarzlicht	Ilse Pauls	60
Eva Kittelmann, Die Quadratur der Szenen	Bernhard Heinrich	62
Karl Lubomirski, Der Garten des Leonardo	Doris Kloimstein	62
Heidelore Raab, Behutsam zärtlich	Klaus Ebner	64
Gerhard Ruiss, Liebe, Liebste, Liebes, Liebstes	Elfriede Bruckmeier	65
Petra Sela, Fahrtwind. Mit der U-Bahn durch Wien	Rosemarie Schulak	66
Kurt Svatek, Der gescheiterte Scheiterhaufen	Bernhard Heinrich	68
Christa Maria Till, Luftsprünge mit Siebenmeilenstiefeln	Elfriede Bruckmeier	69
Claudia Tondl, Klosterneuburg sagst du	Elfriede Bruckmeier	70
Peter Paul Wiplinger, Aussichten	Klaus Ebner	72
Peter Paul Wiplinger, Schachteltexte III	Helmuth Schönauer	74
Besim Xhelili, Unschuldige Augen...!	Martin Stankowsk	77

Aus dem Kreise der Mitglieder

Auszeichnungen und Ehrungen		80
Abschiede		80
Nachruf Eleonora Babacek-Hübel (1931-2021)	Ewald Baringer	80
Erratum		82
Impressum		83

Thementexte – Junger ÖSV

Katharina Ahlfeld

Auszug – Kapitel: „Auftakt“

Ich wusste doch, dass so etwas passieren würde. Verärgert taxierte ich die Scherben auf dem Boden und fluchte leise. Das konnte doch bloß ein Scherz sein... Dicke Tropfen fielen von meinen klitschnassen Haaren und trafen mit einem hörbaren Platschen auf die unzähligen Einzelteile dessen, was einmal mein Vorzimmerspiegel gewesen war. Das Wasser rann die Scherben hinab und verzerrte die Spiegelung meines wütenden Gesichts. „Audrey! Was fällt dir ein! Für so etwas bist du doch schon viel zu alt“, rief ich in die dunkle Wohnung hinein. Ich schmiss meinen löchrigen alten Schirm, der ebenso tropfte wie ich, in eine Ecke und schlüpfte ächzend aus meinem Mantel. Die vormals weißen Schuhe schleuderte ich in dieselbe Ecke und tappte in Strümpfen in einem großen Bogen um die Scherben herum. Wo hatte ich bloß Besen und Schaufel hingetan? Suchend wanderte ich durch die Wohnung. In jedem Zimmer erwartete mich derselbe Ausblick, die Fenster zeigten alle bodenlose Schwärze und Milliarden von Tropfen, die sich auf den Scheiben ein Wettrennen lieferten, nur um am Ende alle an das gleiche Ziel zu gelangen. Erst in der Wohnküche drehte ich schließlich das Licht auf – hier war alles so, wie ich es in der Früh verlassen hatte: Brotkrumen auf dem Tisch, dreckiges Geschirr in der Spüle, Socken auf dem Boden verstreut und verwelkte Blumen am Fenster. Ich seufzte resigniert. Hausarbeit hatte mir noch nie Freude bereitet. In einem Saustall zu leben allerdings auch nicht. Dummerweise überwog keines dieser beiden Gefühle. Kurz rang ich noch mit mir selbst, dann drehte ich dem Chaos abermals schulterzuckend den Rücken zu. Den Missetäter zu finden, stand im Vordergrund. Suchend ließ ich meinen Blick über die Unordnung gleiten, doch nirgends sah ich auch nur ein rostrotes Haar hervor blitzen. „Audrey Wo steckst du denn?“ Ich ging durch die andere Tür ins Vorzimmer zurück und machte eine zweite Tour durch die Wohnung, bei der ich wirklich alle Lichtschalter betätigte, so dass ich schließlich im Schlafzimmer eine rasche Bewegung hinter dem Bett erahnen konnte. Drohend blieb ich in der Tür stehen. „Audrey, ich liebe dich, aber den Spiegel musst du mir nun mal

erklären! Weißt du nicht, dass das sieben Jahre Pech bringt?“ Hinter dem Bettpfosten tauchten drei zitternde Schnurrhaare auf. Nun musste ich doch lächeln. Stöhnend ging ich in die Knie und setzte mich im Schneidersitz auf den kalten Fußboden. „Na gut, meine Süße, ich bin schließlich leicht zu überreden... Wenn du mir die Reste von gestern abnimmst, kehre ich die Scherben auf und wir brauchen nie wieder darüber zu reden.“ Zögernd kamen nun auch eine zitternde Nase und ein Paar gelber Augen zum Vorschein. Ich schnippte leise mit den Fingern und bemühte mich eine versöhnliche Miene aufzusetzen. Die Nase schnupperte. „Na gut, ich werde zu den Resten auch ein paar Leckerli dazugeben. Haben wir einen Deal?“ Die gelben Augen verengten sich und blinzelten freundlich. Langsam strich die rote Königin um den Bettpfosten und kam dann in drei kurzen, aber geschmeidigen Sprüngen auf mich zu. Audrey kletterte in meinen Schneidersitz und begann entschuldigend zu schnurren. „Ja, ist ja gut, ich bin nicht böse.“ Lächelnd kraulte ich ihre Lieblingsstelle hinter den Ohren. Sie schloss genussvoll die Augen. Schließlich hob ich sie und meinen Körper unter leichter Anstrengung hoch und marschierte in Richtung Küche, um mein Leckerli-Versprechen einzulösen.

Die Reste von gestern bestanden aus kalten Schinkenfleckerln, die mir meine Kollegin Martha mitgebracht hatte. Ich mochte Martha, aber ihre Kochkünste waren schlicht und ergreifend grauenhaft. Erleichtert ließ ich die pickige Masse in Audreys Schälchen platschen. Sie glitt neben ihren Napf, schnupperte kurz daran und sah mich eindeutig vorwurfsvoll an. Ich hob eine Augenbraue und deutete in Richtung der Scherben. Ergeben senkte Audrey den Kopf und begann sich die Fleischstückchen aus ihrem Nachtmahl herauszupicken. Lächelnd öffnete ich den Kühlschrank und holte die Eier heraus. Ich goss Rapsöl in eine große Pfanne und drehte den Gasherd auf. Ich liebte dieses schnippische Geräusch des Entzündens, noch bevor die Flammen kamen. Endlich entspannte ich mich ein wenig. Ich schnitt die Zwiebeln und briet sie leicht an, dann schlug ich drei Eier darüber und suchte in der Kühltruhe nach gefrorenem Schnittlauch. Verärgert verzog ich die Lippen, als ich nur Petersilie fand. Nun ja, besser als nichts. Mit Petersilieneiern auf dem Teller und Toastbrot in der Hand suchte ich mir einen nicht schmutzigen Platz am Tisch und setzte mich. Mit Blick aus dem Fenster auf die Blitze und Tropfen draußen begann ich gemächlich zu essen. Die Leckerli hatte ich vorsorglich gleich mitgenommen. Nach einer Weile spürte ich Audrey neben mir und öffnete das Sackerl. Ich ließ sieben Stücke unter den Tisch gleiten, ohne den Blick von der Dunkelheit draußen zu nehmen und spürte, wie sich ein feuchtes Näschchen in meine Hand schob. Die Delikatessen schienen Audrey fürs Erste zufrieden zu stellen, sie maunzte glücklich und rollte sich zu meinen Füßen zusammen.

Ich kaute weiterhin gedankenverloren an meinem trockenen Toast. Der zerbrochene Spiegel war nur eines von sechs unglücklichen Vorkommnissen, die diese Woche über mich hereingebrochen waren. Ich konnte mir ungefähr denken, wie es weitergehen würde. Meine Sicht auf das Leben war noch nie übermäßig positiv gewesen. Ich fand es besser, nichts zu erwarten und Enttäuschungen daher von vornherein auszuschließen. Denn nichts hasste ich mehr, als enttäuscht zu werden. Missmutig lehnte ich mich in meinem Sessel zurück. Ein paar Bissen waren noch übrig, aber ich hatte keine Lust mehr zu kauen. Was könnte ich noch mit diesem Abend anfangen? Es war noch nicht allzu spät ... Ich könnte fernsehen. Oder Musik aufdrehen. Ein Buch lesen, aufräumen, gleich duschen und schlafengehen? Doch zu nichts hatte ich Lust. Deprimiert zerkrümelte ich ein Stück vom Toast. Leben ist doch einfach nur anstrengend. Eigentlich wartet man nur darauf, endlich nichts mehr tun zu müssen, nicht mehr essen und wieder essen müssen, nicht mehr waschen und wieder dreckig werden... Seufzend verdrehte ich die Augen und pikste mich mit meiner Gabel in den Unterarm, um die Gedanken zu vertreiben. Heute war es besonders dunkel in mir. Schwerfällig stand ich auf. Audrey hob kurz den Kopf, kuschelte sich aber gleich darauf wieder zwischen ihre Pfoten. Sie war sicher um ein Vielfaches zufriedener als ich... Ich blieb vor dem Geschirrkasten stehen und streckte mich, so sehr ich konnte. Endlich erwischte ich den Flaschenhals und schaffte es sogar, den Rotwein beim Zurückschwingen des Armes nicht auf dem Boden zerschellen zu lassen. „Das wäre ja noch schöner“, dachte ich und betrachtete den halbwegs weißen Küchent Teppich. Gut, dass die Weine heute schon oft einen Schraubverschluss haben... Ich nahm ein Glas aus dem Kasten und tapste zum Tisch zurück, überlegte es mir dann jedoch anders und steuerte auf meinen Ohrensessel zu. Audrey sah auf und erhob sich, um mir schwerfällig zu folgen. Genüsslich ließ ich mich in den Sessel sinken und stellte das Glas auf dem Beistelltisch ab. Ich schenkte mir mindestens ein Viertel karmesinroter Flüssigkeit ein und stellte die Flasche vorsorglich in Reichweite ab. Schnell nahm ich drei große Schlucke, sank tiefer in meinen bequemen Sessel und machte eine einladende Handbewegung über meinem Schoß. Audrey begriff sofort und sprang zu mir herauf. Schnurrend rollte sie sich ein und genoss meine streichelnden Fingerspitzen. Ich nahm einen weiteren Schluck und verbot es mir, an morgen zu denken. Eine alte Schulfreundin hatte sich selbst eingeladen, denn: „Es ist ja schon eeeeeewig her!“ Als ich diese ganzen überflüssigen Vokale durch das Telefon dröhnen gehört hatte, war meine Stimmung rapide in den Keller gestürzt. Ich hatte überhaupt keine Lust auf den Austausch von Belanglosigkeiten und dem Schwelgen in diesem großen bodenlosen Loch „Dahmals“. Denn meist konnte ich mir im Zuge solcher nostalgischen Ergüsse anhö-

ren, „wie sehr ich mich nicht verändert hatte“, „was denn nur passiert war“ und ob das etwas mit Peter zu tun hatte. So etwas wollte ich nur bedingt über mich ergehen lassen. Da ich aber genauso wenig meine alte Persönlichkeit hervorkramen wollte, aufgrund derer ich „damals“ immer als „Gute-Laune-Frau“ bezeichnet worden war, ging ich solchen Treffen grundsätzlich aus dem Weg. Es war so unglaublich anstrengend, sich diese Persönlichkeit aufzusetzen, wenn mir doch im Herzen nichts mehr Freude machte. Doch wollte ich auch nicht dauernd gefragt werden, warum ich denn so deprimiert sei und dass ich einfach positiv denken müsse. Da konnte sich einem doch der Magen umdrehen. Doch lange würde ich Elisabeth wohl nicht mehr aus dem Weg gehen können ... Ruckartig stürzte ich das restliche Glas hinunter. Stirnrunzelnd goss ich mir nach und überlegte, was Lizzie wohl mit mir zu besprechen hätte. Vermutlich war sie wieder verlobt und wollte es allen auf die Nase binden ... Nun roch ich doch genüsslich an dem Wein. Diesmal hatte ich mir nämlich etwas ein wenig oberhalb der Fünf-Euro-Preisklasse gegönnt. Ich kannte mich wegen eher geringen Interesses wenig aus mit Weinen, doch dieser hier hatte es mir angetan. Leider ging er daher auch sehr schnell zur Neige... Ich stellte das halb leere Glas ab und überlegte, wie ich Lizzie am schonendsten absagen könnte. Sie wäre sicher nicht lange enttäuscht, sie hatte viele Freundinnen, die auf ihre Männer-Geschichten geradezu brannten. Ich dagegen tolerierte sie nur gequält und das wusste sie auch. Aber vielleicht wollte sie ja doch etwas ganz anderes? Ich überlegte. Nun ja, was sollte Schlimmes passieren. Ich hatte das Haus seit Wochen nicht mehr verlassen. Resigniert leerte ich mein letztes Glas, bückte mich ächzend, hob Audrey hoch und wankte mit ihr in Richtung Schlafzimmer, ohne die Scherben auch nur eines Blickes zu würdigen. Was sollte Schlimmes passieren ...

Katharina Ahlfeld

Draußen

Ein Termin, den ich nicht absagen kann. Am anderen Ende der Stadt. Es bleibt mir nichts übrig – ich muss mit der U-Bahn fahren. Langsam packe ich meine Sachen und gehe aus der Tür. Am Weg die Treppe runter schreibe ich meinem Freund, dass ich später kommen werde. Dass die U-Bahn am Abend sicher voll sein wird. Er schreibt sofort zurück, besorgt: „Du fährst mit der U-Bahn? Pass auf dich auf!“ Ein Satz, den vor ein paar Wochen noch niemand verstanden hätte. Ich muss schmunzeln. Stecke das Handy weg und mache, am Treppenabsatz angekommen, die Haustür auf. Nur noch die Straße runter, dann bin ich bei der

nächsten Station. Nicht viele Leute auf der Straße – Glück gehabt. Am Eingang zur Station lungert ein Bettler. Der kann nicht weg, ist gefangen im Kleber der Straße. Ich gehe die Treppe zur U-Bahn runter. Kein Mensch da. Ok. Ich setze meine Maske auf und halte das Desinfektionsgel bereit. Wird schon werden. Die U-Bahn fährt ein, ich bin die einzige, die einsteigt. Leeres Abteil, so ein Glück! Ich lehne mich vorsichtig an eine Trennscheibe und ziehe mein Hemd zurecht, damit die ganze Haut bedeckt ist. Schwierig bei der Hitze draußen, aber es geht schon. Bloß nichts berühren. Erst dann sehe ich mich um. Ich bin völlig alleine. Stirnrunzelnd drehe ich den Kopf, um in die andere Richtung zu spähen. Es ist die moderne U-Bahn, ohne Unterbrechung erstreckt sie sich wie eine riesige Schlange nach hinten, ich kann bis zum Ende sehen. Denn niemand steht im Gang herum. Es sitzt auch niemand. Ich bin verwirrt. Das habe ich zuvor nur um 4 Uhr nachts in den Endstationen gesehen. Na gut, umso besser. Ich nehme meine Maske ab und atme erleichtert auf. Es ist so heiß drunter. Ein Gong ertönt plötzlich, ich zucke heftig zusammen. Wie immer stehe ich direkt unter dem Lautsprecher. „Maskenpflicht! Bitte wieder aufsetzen!“

Aussteigen.

Eine neue Treppe rauf. Oben ist so viel mehr Luft. Draußen reiße ich die Maske runter. Durchatmen. Ich biege in die Gasse ein. So viele schöne Cafés hier. Alle leer. Vor mir sehe ich eine Frau aus der Haustür kommen. Sie dreht sich um und geht los. In meine Richtung. Steckt im Gehen ihren Schlüssel ein. Schaut erst ein paar Meter vor mir auf. Wird langsamer. Sehr langsam. Schaut nach rechts. Stolpert hastig durch die Lücke zwischen den Autos. Auf die andere Straßenseite. Jetzt ist sie ganz schnell. Bloß weg. Ich bin gefährlich. Ich schaue zu Boden, gehe schnell weiter. Als würde mich das alles nichts angehen.

Halb erwarte ich, dass Männer in Ganzkörperanzügen, das Insektenspray schwingend, um die Ecke gelaufen kommen, um mich endgültig zu terminieren. Der menschliche Körper, ein Schaden bringendes Ungeziefer, bloß weg damit. Es ist nicht das Virus, vor dem wir Angst haben, es sind „die anderen“. Als hätten sich alle Menschen kafkaesk in ekelerregende Käfer verwandelt.

Katharina Ahlfeld

Schöner wohnen

Wohnungssuche. Was für ein mühsames Konzept. Mir geht nicht in den Kopf, warum meine Wünsche so dermaßen viel Geld erfordern. Ich stehe mit meiner Freundin in einer leeren, extrem hässlichen Wohnung, von der uns die Makle-

rin vorschwärmt, dass eines Tages eine U5-Station nur 5 Minuten davon entfernt sein wird. Ich ziehe nur noch müde die Augenbrauen hoch. Habe ich heute schon 3mal gehört. Schön, dass eine noch inexistenten Zukunft so penetrant als Preissteigerungsargument benutzt wird. Interessante Taktik. Sollte ich auch mal versuchen! „Mein Studium ist zwar noch nicht abgeschlossen, aber wenn Sie mich einstellen, habe ich innerhalb der nächsten fünf Jahre ganz bestimmt meinen Master – also bitte gleich entsprechendes Gehalt mit Steigerung einmal jährlich! Und Bonus nicht vergessen!“ Werde ich beim nächsten Vorstellungsgespräch probieren.

Wir gehen durch das Wohnzimmer. Der Parkettboden knarrt. Irgendetwas spüre ich unter meiner Schuhsohle. Ich schaue runter, hebe den Fuß unmerklich hoch und sehe, wie ein Stück vom Holz drunter hervor kullert. Innerlich stöhne ich auf. Für diesen kaputten Altbauboden würden wir wahrscheinlich sogar noch draufzahlen. Nur um dann für die Reparatur wieder ein Vermögen auszugeben.

Die Maklerin geht heftig gestikulierend in das angrenzende Schlafzimmer. Meine Freundin trottet hinterher. Wirft mir unterwegs einen genervten Blick zu. Ich verbeiß mir ein Lachen und zwinkere stattdessen aufmunternd. Nachher will ich ihr ein Eis spendieren.

Das Schlafzimmerfenster geht auf die Straße raus. Unten zischen die Autos, zwei Straßenbahnen und ein Bus vorbei. Wir sind im zweiten Stock. Immerhin! Schon ein Fortschritt zum Hochparterre und dem Erdgeschoss der beiden Wohnungen von heute Vormittag. Ich könnte heulen. Höher als zweiter Stock ist stündteuer. Die Maklerin erzählt derweil von den tollen Fenstern, die vor fünf Jahren eingebaut wurden, man würde gar nichts hören. Und außerdem liegt die Wohnung im Nordwesten, also so gut wie gar keine lästige Sonne, die ja nur aufheize. Wenn man wolle, könne man das Schlafzimmer mit der Küche tauschen, da müsste man nur ein weeeenig Geld in die Hand nehmen, Anschlüsse installieren bla bla bla. Dafür ist es dort hinten ruhig. Sie führt uns zurück zum Wohnzimmer, geht durch einen kleinen dunklen Gang und öffnet die Tür zur Küche. Wir treten ein. Erschauern. Die Arbeitsflächen der grünen Einbauküche gehen mir nur bis zur Hälfte des Oberschenkels. Ich bin zwar groß, aber trotzdem, wer baut denn so etwas? Vielleicht könnte ich ja aus dem Bücken eine Trainingseinheit machen. Für die Küche ist nur eine kleine Ablöse zu bezahlen, meint die Maklerin. Meine Freundin geht ein wenig in die Knie und lugt unter den Abzug über dem Herd. Aus jedem Loch hängen dünne Fettfäden herunter. Ich drehe mich schnell weg, zwänge mich zwischen Kühlschrank und Esstisch an der Maklerin vorbei und werfe einen Blick aus dem Fenster in den Hof. Und schaue auf

irgendeinen Firmenparkplatz. Die Maklerin bemerkt meinen skeptischen Blick. „Keine Sorge, da ist kaum jemand! Es werden nie Waren angeliefert, der ist nur für die Angestellten.“ Ich schaue noch mal raus. Es fahren gerade zwei Autos weg. Es ist eine Installateurfirma. Ich widerstehe tapfer dem Drang der Maklerin den Vogel zu zeigen und zwänge mich wieder zurück bis zur Tür in den Gang. Meine Freundin erwartet mich bereits und winkt mich verzweifelt Richtung Ausgang. Ich nicke. Es reicht wirklich. „Aber sie haben ja noch gar nicht das Badezimmer gesehen!“ Die Maklerin huscht an uns vorbei und öffnet schnell eine weitere Tür am Gang. Knipst ein flackerndes Licht an. Wir lugen über ihre Schulter in den Raum. Mehr ist auch nicht möglich, das Klo ist direkt neben der Dusche, gegenüber das Waschbecken mit einem kaputten Spiegel. Eine Person kann sich da um ihre eigene Achse drehen, aber das war's auch schon. Wir ziehen uns zurück und marschieren geschlossen Richtung Eingangstür. „Wollen Sie noch den Keller sehen?“ Wir schütteln unisono den Kopf und bedanken uns kurz angebunden. Die Maklerin fragt, was genau unsere Vorstellungen sind, sie könne uns auch andere Objekte zeigen. Widerstrebend beschreiben wir ihr eine Zwei- bis Drei-Zimmer-Wohnung um die sechzig Quadratmeter, mit Wohnküche, Bad, getrenntem Klo, im zweiten Stock, wenn möglich. Sollte doch wirklich nicht so utopisch sein. Sie aber pfeift durch die Zähne und informiert uns, dass es teuer wird. Danke, wissen wir mittlerweile. „Diese Wohnung ist schon ein Schnäppchen, wir sind hier schließlich im 7., das ist wirklich eine tolle Gegend! Sehr gefragt! Wenn Sie es dann auch noch größer haben wollen, wird es schwierig in Wien. Der Markt entwickelt sich grad schnell, alles wird teurer...“ Ich blende ihr Geschwafel aus und sehe mich nochmals im Vorzimmergang um. Flecken an den Wänden, alte Tapete, dunkel. Was bildet sich diese Frau ein?

Meine Freundin wird gefragt, aus welchem Bezirk wir wegziehen. Wieden. Wir beschreiben kurz die Lage, schwärmen von den Cafés. Die Maklerin ist überrascht! Hat wohl gedacht, wir würden aus irgendeinem Loch fliehen. „Warum wollen Sie denn von dort weg?“ Sie hält einen zweiminütigen Monolog über die Preisentwicklung im Vierten. Sie kann uns eine andere Wohnung empfehlen, in derselben Gasse, kostet das Doppelte. Aber sie kennt da wen bei der Bank, der hat alle Tricks drauf, das funktioniert bestimmt. Ich spüre, wie meine Freundin neben mir zunehmend unruhig wird. Es ist die zehnte Wohnung, die wir diese Woche ansehen. Alle mit unmöglichen Maklern. Wir haben uns extra freigegeben. Sie ist müde. Ich weiß, sie hat genug. Jetzt strafft sich ihr Körper. Ich lächle. Das kenne ich. Vor einer Explosion richtet sie sich immer auf, nutzt jeden Zentimeter voll aus. Als würde sie ihre Startrampe vorbereiten. „Danke“, sagt sie. „Es gefiel uns auch immer sehr gut dort. Letztes Jahr wurde allerdings mitten am

Tag eine Frau in einer Nebenstraße abgestochen. Von ihrem Mann. Und vor ein paar Monaten hat sich ein Typ bei uns daneben in die Luft gesprengt.“ Die Maklerin hält endlich die Klappe. „Dafür war unsere Wohnung wunderschön. Kostet die Hälfte von dieser hier, ruhige Seitengasse, modern. Und vor allem sauber.“ Sie dreht sich um, öffnet die Tür. „Das hier ist ein Loch. Viel Glück damit.“ Sie springt die Stufen der Stiege ohne Abschiedsgruß runter. Ich drehe mich stolz zur Maklerin. Ihr überhebliches Getue ist ihr endgültig abhandengekommen. Ich nicke ihr zu, sage auf Wiedersehen und verlasse die Horrorwohnung. Beschließe, mir drei Kugeln Eis beim Eis-Greissler unten zu kaufen. Ohne Stanitzerl, einfach nur purer Zucker. Meine Freundin will bestimmt fünf Kugeln haben. Hat sie sich wirklich verdient. Und bei diesen tollen Sorten kann man einfach nicht anders. Man muss alle durchprobieren. Einen Eis-Greissler gleich unter der Wohnung zu haben, muss ein Traum sein. Die Gegend ist schon sehr schön hier...

Thomas Aiginger

Ausnahmezustand

Romanauszug

Braumüller-Verlag, Wien 2018. 240 Seiten. ISBN 978-3992002078

Vera fühlte sich wie an dem dämmrigen Morgen in Norwegen, als sie an Bord der „Rainbow“ ging oder wie damals auf dem Weg zur OP nach dem Freiride-Unfall auf dem Dachstein. Sie versuchte sich abzulenken und doch wusste jede Faser ihres Körpers, was ihr drohte.

Vera schloss das Buch, das erste seit langem, das sie sich gegenseitig vorlasen, so wie sie es früher oft getan hatten. Kapitel für Kapitel wechselten sie ab, einer las vor, der andere hörte zu. Daniel streichelte Vera an der weichen Stelle unter ihrem linken Ohr. Das Surren des Laptops auf dem Esstisch war das einzige Geräusch.

„Es ist so still“, sagte Vera.

„Bis auf dein Herz“, antwortete Daniel. „Das klingt, als ob es jeden Moment durchbrechen würde.“

Sie schwiegen. Fünf, zehn, fünfzehn Minuten, kein Wort, bis Daniel sich aufrichtete.

„Sei vorsichtig“, sagte Vera.

„Ich muss bloß einen Knopf drücken.“

„Trotzdem.“

„Mach dir keine Sorgen, Vera.“ Er fuhr ihr sanft durch die Haare. „Uns kann nichts passieren.“

Daniel nahm in dem hohen schwarzen Drehstuhl Platz. Er war einer der klügsten Menschen der Welt, sein System schien perfekt. Trotzdem vergaß Vera nie, dass auch hunderte andere hochintelligente Hacker gerade ihre Haftstrafen abbüßten.

Im Gegensatz zu ihnen spielte Daniel nicht bloß mit gestohlenen Kreditkarten. Er legte sich systematisch mit Konzernen an, die so mächtig waren, dass sie die Erde in hundert Jahren unbewohnbar machen konnten. Er wählte absichtlich die Unternehmen mit den schmutzigsten Lobbyisten, den skrupellosesten Geschäftsmodellen und den brutalsten Eigentümern.

Heute nahm Daniel AMOCC in die Mangel, den österreichischen Industrieriesen, der dank statistischer Manipulationen mit dem Verkauf überflüssiger CO₂-Zertifikate satte Gewinne erwirtschaftete. Daniels Angriff würde AMOCCs Verbrechen in das Zentrum des öffentlichen Interesses rücken. Die Manipulation der Aktienkurse würde diese gierigen Aasgeier hunderte Millionen Euro kosten. Sie würden jeden Hebel in Bewegung setzen, um sich für den Verlust zu rächen.

Vera konnte ihm schon lange nicht mehr zusehen, wenn er seine Operationen durchführte. Sein Gesicht hing wenige Zentimeter vor dem Bildschirm. Daniels Ausstrahlung erlosch. Seine ganze Kraft floss in die Finger, die sein Gehirn mit dem Internet verbanden. Auch wenn die Vorstellung schwachsinnig war, fürchtete Vera manchmal, dass sich plötzlich ein Fenster der CIA auf seinem Laptop öffnen würde. Immer und immer wieder hatte Vera Visionen von dem Moment, in dem sie ihn erwischten.

Ohne dass Daniel es bemerkte, verkroch sich Vera in ihr Bett. Durch die Wand hörte sie ihn tippen. Vera drückte die Shuffle-Taste ihres MP3-Players. Sie hatte nicht mehr die Kraft selbst Lieder auszuwählen. Die Angst zog sie in ihre kalten Untiefen. Vera wickelte die Decke fest um ihr schmerzendes Gerippe, bis nur noch ihr pochender Schädel aus der Höhle ragte. Ihr Player zeigte sich sarkastisch. Er spielte R.E.M., „It's the End of the World as We Know It“.

Veras Gedanken krochen hinunter in ihren Unterleib. Jeden Monat reifte dort ein Ei heran und verfiel nach einigen Tagen unverrichteter Dinge. Wie lang würde das noch gehen? Sie sehnte sich danach, endlich ein kleines Baby in ihrem Bauch zu spüren.

Aus den Schlafzimmerboxen tönten melancholische Männer: Nick Cave, Radiohead und ein früher Song der Smashing Pumpkins. Daniel tippte noch immer im Wohnzimmer. War das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?

Vera stellte sich vor, wie sie alleine in dieser Wohnung saß mit ihrer winzigen Tochter. Wie sie Daniel am Wochenende im Gefängnis besuchten, durch eine Scheibe winkten und wieder heimkehrten in die Einsamkeit.

Der MP3-Player merkte, was er mit seiner Playlist anrichtete, und änderte die Strategie. „Ooh“, riefen die Pixies, „... stop!“ Und sogar in diesem düsteren Moment konnte Vera nicht anders, als im Geiste zurückzureisen zu jenem Abend, als sie „Where Is My Mind“ zum ersten Mal gehört hatte. In Gedanken saß sie wieder auf einer Klippe an der Algarve. Neben ihr Fabio, der ihr einen Ohrenstöpsel seines Walkmans anbot und die Kassette zum Beginn seines Lieblingsliedes zurücksputelte. Vor ihnen lag der Atlantische Ozean. Weit unter ihnen – zwanzig oder dreißig Meter – mündete er in eine ruhige Bucht. Sie warteten, bis alle anderen gesprungen und zur Seite geschwommen waren. Die rauen Felsen warfen in der sinkenden Sonne lange spitze Schatten. Die Ohrhörer fesselten ihre Köpfe aneinander. Fabio, den sie seit zwei Stunden kannte, berührte ihre Lippen sanft mit der Spitze seiner Zunge, bevor er sie gierig in ihren Mund schob. Er schmeckte nach Lavendel.

„With your feet on the air and your head on the ground“, sangen die Pixies, als Vera wieder auf die rötlichblaue Oberfläche des Meeres hinausblickte, die sie töten konnte, wenn sie im falschen Winkel aufschlug. Vera schwor sich für immer und ewig so zu leben. Die Füße in der Luft, den Kopf auf dem Boden und drehen. Wo ist der Verstand? Wen kümmerte es! Hauptsache leben!

Nach achtzehn Jahren spürte sie bei diesem Lied noch jede Empfindung von damals. Sie spürte, wie jung und elastisch ihr neunzehnjähriger Körper gewesen war, wie unendlich lang die Zeit, die noch vor ihm lag, und wie unbekümmert und leer ihr Kopf.

„Your head will collapse, but there’s nothing in it.“

Vera warf die Decke zur Seite. Sie hatte ihren Schwur gebrochen. Mit ihrer lächerlichen Angst betrog sie ihr neunzehnjähriges Selbst. Sie zweifelte kein bisschen, dass sie damals die richtige Einstellung zum Leben gehabt hatte. Es lag nicht an Reife und Erfahrung, dass sie hier lag und zitterte wie ein verwundetes Tier. Sie war alt geworden. Und um ein Haar hätte sie es nicht bemerkt. Um ein Haar hätte sie sich, spröde und ängstlich, die Chance entgehen lassen, mit dem wundervollsten Mann der Welt ein Kind zu bekommen.

Sie musste an Daniels Mutter denken, die von den Studentenprotesten in den 1960er-Jahren bis zu den Demonstrationen gegen das Atomkraftwerk Zwentendorf mit all ihrer Kraft das Establishment bekämpft hatte. Vera besuchte Olivia Degenhorst oft, auch ohne Daniel. Sie half ihr in dem Dschungel ihres Gartens,

buk mit ihr einen Kuchen oder sie tranken eine Tasse Tee vor ihrem offenen Kamin.

Vor einem Jahr, an einem Sonntagnachmittag, blickte Olivia sie ernst über den Rand ihrer Brille an. „Vera, ich habe ein Anliegen. Und du bist der einzige Mensch, der mir helfen kann.“

Sie hatten gerade Äpfel geerntet und saßen in Olivias dichter Laube. Olivia griff nach dem Krug mit frischgepresstem Apfelsaft. Sie hatte kräftige Hände mit einer rauen Haut, die besser zu einer alten Bäuerin gepasst hätten als zu dieser würdevollen Stadtbewohnerin. Sie sagte: „Achtest du darauf, dass Daniel nicht vergisst zu leben?“

„Wie meinst du das?“, hatte Vera gefragt.

„Er ist so verbissen in letzter Zeit. Ich weiß nicht, an was für einem Projekt ihr arbeitet. Aber es tut ihm nicht gut.“

„Du willst, dass er damit aufhört?“

„Ich will bloß nicht, dass er daran zu Grunde geht.“

„Tut mir leid, das kannst du vergessen.“

„Ihr müsst kämpfen. Ich bin furchtbar stolz, dass ihr das tut. Aber daneben gibt es noch etwas anderes. Jeder von uns hat nur ein Leben. Und glaube mir, es gibt nichts Traurigeres, als am Ende festzustellen, dass man für ein Ziel gekämpft hat, das man alleine nicht erreichen konnte. Und wie viel Schönes man dafür verpasst hat.“

„Daniel kann nicht anders. Er könnte sich nicht zurücklehnen und das Leben genießen.“

„Weißt du, Daniel ist wie Viktor in diesem Alter“, sagte Olivia. „Du möchtest nicht, dass er endet wie sein Vater.“

Viktor Degenhorst, Professor an der Universität für Bodenkultur und eine der charismatischsten Figuren der europäischen Umweltszene, hatte sich in den letzten Jahren seines Lebens zu einem unerbittlichen Zyniker entwickelt. Die Rückschritte der 1990er-Jahre frustrierten ihn. Grüne Parteien auf der ganzen Welt stagnierten nach vielversprechenden Anfängen. Wieso wählte niemand die einzige Bewegung, die sich für die Zukunft einsetzte? Die Errungenschaften, für die er sein ganzes Leben geopfert hatte, schmolzen im Feuer des Neoliberalismus dahin. Er beobachtete das Heranwachsen einer Jugend, deren persönliche Erfolge wichtiger waren als Umweltschutz und gesellschaftliche Solidarität. Ihm graute vor der Kraftlosigkeit der nächsten Generation, die vor den komplexen Problemen der

Welt kapitulierte, die sich lieber in ihre eigenen vier Wände zurückzog, als einen Konflikt zu riskieren.

Daniel kämpfte erbittert gegen die Resignation seines Vaters. Er verbrachte seine Sommerferien mit einem gefälschten Studentenausweis auf Camps von Global 2000 und versuchte Viktor bei jeder Gelegenheit vom Engagement seiner Alterskollegen zu überzeugen. Noch am Sterbebett lachte ihn sein Vater für die Zahnlosigkeit einer Demonstration aus, von der ihm der siebzehnjährige Daniel erzählte. Die Verbitterung hatte ihn so tief durchdrungen, dass er nicht einmal in den letzten Minuten seines Lebens Daniels Einsatz würdigen konnte.

Vera wusste, dass Daniel sich jeden Tag fragte, was sein Vater zu den Lalaaren gesagt hätte. Ob er stolz auf ihn gewesen wäre? Die Erfolge waren nicht von der Hand zu weisen. Vier skrupellose Weltkonzerne hatten ihre Umweltsünden mit einer Halbierung des Unternehmenswertes gebüßt. Und in ihrem Sog waren die Kurse hunderter weiterer Unternehmen abgestürzt. Green Invest Ratings wurden zum wichtigsten Entscheidungskriterium der Investoren. Aus Angst vor den Lalaaren gelobte ein Konzern nach dem anderen einen radikalen Kurswechsel in der Umweltpolitik. Zum ersten Mal spielte Klimaschutz eine signifikante Rolle in Wahlkämpfen. Bei den europäischen Parlamentswahlen hatten die Grünen überraschend zu den beiden großen Fraktionen aufgeschlossen.

Falls Olivia ahnte, dass Daniel etwas mit den Lalaaren zu tun hatte, ließ sie sich das nicht anmerken. Obwohl sich ihr scharfer Blick auf die Ausbeutung der Erde nicht gemildert hatte, obwohl sie mit vierundsiebzig Jahren noch immer für Greenpeace aktiv war, hatte die mütterliche Vorsicht Oberhand gewonnen. Bei jedem Treffen klopfte sie Daniels Leben auf vergnügliche Momente ab. Wenn ihre Inquisition zu keinem befriedigenden Ergebnis kam, folgte ein sorgenvoller Blick zu Vera. Früher, davon war Vera überzeugt, wäre ihr der Kampf für die Umwelt wichtiger gewesen als die Zerstreung ihres Sohnes.

Wie mitleidig hatte Vera diese ergraute, wehmütige Frau betrachtet! Und nun war ihr dasselbe passiert. Sie war schon jetzt so ängstlich wie die doppelt so alte Olivia.

Vera zog die verdammte Weste aus. Sie stellte die Musik ab und ging ins Wohnzimmer, um nach Daniel zu sehen. Vera hatte wahrhaftig nicht vor, mit siebenunddreißig Jahren eine alte Frau zu werden.

Die Dringlichkeit der Dinge

Romanauszug

edition keiper, Graz 2022, 1. Auflage, 230 Seiten. ISBN 978-3-903322-55-4

§ 1. Bewerbung

DER ERSTE EINDRUCK ZÄHLT, SO HABE ICH ES GELERNT. Die Strahlen der Morgensonne fallen durch die großen Fenster des Besprechungszimmers. Sie blenden mich, als Dr. Walter Gehringer mir seine Hand reicht. Wann mein Händedruck zu schwach oder zu stark ist, habe ich im Jus-Studium nicht gelernt, am ehesten noch, wann eine Körperverletzung leicht oder schwer ist. Mit diesem Ausbildungsstatus nehme ich Gehringers Hand und packe zu. Ein Händedruck ist ein Kräfteressen, eine Frage des Zerquetschens oder Zerquetschtwerdens, ein Händedruck ist ein Handgemenge. Um meine Kraft richtig zu dosieren, mache ich mir mein Wissen über Körperverletzungen zunutze. Das passt zusammen. Wie die Faust aufs Auge, sozusagen. Ich schüttle Gehringers Hand, wirke mit physischer Kraft auf ihn ein, ich will einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Mein Händeschütteln soll wie ein Eingriff in seine körperliche Unversehrtheit sein – eine leichte, aber legale Körperverletzung, damit er mich ja nicht vergisst. Ich lächle, zeige Zähne, und deute an, dass ich, wenn ich wollte, fester zupacken und langanhaltende Folgen verursachen könnte. Ich habe trainiert – meinen Händedruck und mein Lächeln, mit mir ist nicht zu spaßen.

„Gehringer“, sagt er. „Gandt“, sage ich. Er lässt los, ich lasse los. Es läuft gut. Gehringer trägt einen hellgrauen dreiteiligen Anzug mit weißem Hemd und blau-silber gestreifter Krawatte. Seine Kleidung schimmert in der Sonne, als würde er sich für den Tag aufladen. Er setzt sich zum Konferenztisch, auf dem mein Lebenslauf liegt, und weist auf den Stuhl gegenüber. Ich öffne den oberen Knopf meines Sakkos und nehme Platz.

„Fangen wir an“, sagt Gehringer und ich nicke.

„Freie Stellen bei mir sind rar. Wer hier arbeitet, der bleibt so lange, bis er einer der besten Anwälte Wiens ist.“

Ich nicke.

„Antworten Sie bitte immer in einem einzigen Satz, wenn möglich nicht verschachtelt.“

Er betrachtet mich über den Rand seiner randlosen Brille und fragt: „Warum wollen Sie Rechtsanwalt werden?“

„Nur, weil die Dinge so sind, heißt das nicht, dass sie so sein sollen“, sage ich. Gehringer macht eine Notiz auf meinem Lebenslauf.

„Mit siebenundzwanzig sind Sie mein ältester Bewerber. Warum kommen Sie so spät?“

„Ich habe mir während meines Studiums vieles angesehen“, sage ich, strecke mich über den Konferenztisch und zeige auf die Praktika im Lebenslauf: „Unternehmens- und Gesellschaftsrecht hier, Mietrecht da, Verwaltungsrecht dort, Verfassungsrecht auch und Arbeitsrecht immer.“

„Sie mögen alles, was Recht ist, aber mögen Sie auch Menschen?“

„Das kommt darauf an.“

„Gut, den Anwaltsjargon haben Sie also drauf.“

Ich nicke, er lächelt und dann lächle ich.

„Welche Ziele haben Sie für die nächsten fünf Jahre?“

„Ich will die drei Ks: Kanzlei, Karriere und Kind.“

„Alles auf einmal?“

„Ich bin ein Listenmensch, immer ein Schritt nach dem anderen.“

„Listenmensch, verstehe, aber sind Sie auch ein Zahlenmensch?“

„*Iudex non calculat*. Richter rechnen nicht und alle Juristen schlecht.“

„Beim Gehalt sollten Sie sich nicht verrechnen.“

„Ich bin mit allem zufrieden, was im Rahmen liegt.“

„In welchem Rahmen?“

„Der Rahmenempfehlung der Rechtsanwaltskammer.“

„Dann addieren Sie zwanzig Prozent zum oberen Ende des Gehaltsspektrums hinzu. Das ist mein Angebot, falls meine Wahl auf Sie fällt.“

Ich kann ihn nur ansehen, aber nichts sagen.

„Fehlen Ihnen jetzt die Worte?“

Ich nicke.

„Im Sinne Ihrer Anwaltskarriere sollte es das letzte Mal gewesen sein.“

Er sieht auf die Uhr, sagt: „Danke, dass Sie so früh Zeit hatten. Ich muss zu einer Verhandlung“, und ergänzt: „Wer sein Leben nach den Öffnungszeiten der Gerichte organisiert, hat viel richtig gemacht oder viel falsch.“

Er reicht mir seine Visitenkarte und sagt: „Die letzten Bewerbungsgespräche

führe ich am Nachmittag. Den aussichtsreichsten Kandidaten rufe ich um achtzehn Uhr an. Wenn Sie um achtzehn Uhr Null Eins nichts von mir gehört haben, habe ich mich für jemand anderen entschieden. Ich hoffe, Sie verstehen.“

Er erhebt sich, ich erhebe mich, jeder schließt den oberen Knopf seines Sakkos und wir reichen uns die Hand zum Abschied.

Gehringers sagt: „Halten Sie Ihr Telefon griffbereit. Das ist eine der wichtigsten Regeln“, dann schließt er seine Hand und hebt den Daumen.

„Regel Nummer Eins: Seien Sie allzeit erreichbar.“

Gehringers hebt den Zeigefinger.

„Regel Nummer Zwei: Gehen Sie auf faszinierende Menschen zu.“

Gehringers hebt den Mittelfinger.

„Regel Nummer Drei: Führen Sie Gespräche, die verwickeln.“

Neuen Regeln unterworfen, verlasse ich die Kanzlei. Auf der Straße knöpfe ich meinen Trenchcoat zu, schultere meine Ledertasche mit dem Trageriemen und haste los. Auf meiner To-do-Liste steht ein Punkt: „Gehringers Anruf abwarten“. Ich komme auf den Margaretenplatz. Am anderen Ende des Platzes sehe ich unter einer großen Platane einen offenen Bücherschrank. Der Bücherschrank sieht aus wie der Sockel, aus dem der Baum in den Himmel wächst. Niemand stößt im Schrank. Ich gehe schneller. Hinter mir höre ich ein Rollen und drehe mich um: Eine Frau, die einen Reisekoffer zieht, überholt mich. Sie schreitet an mir in einer so aufrechten Haltung vorüber, als ob sie noch nie den Kopf einziehen oder sich klein machen hätte müssen – ganz egal, wie ihr das Leben mitgespielt haben mag. Sie trägt eine schwarze Sonnenbrille mit geschwungenen Gläsern. Ihr cognacbrauner Ledermantel ist farblich mit ihren weinroten Stiefeln, ihrem beigen Lederrucksack und ihrer dunkelblonden Frisur abgestimmt. Ein Windstoß fährt über den Platz, weht ihre langen glatten Haare auf. Die Äste der Platane neigen sich zum Boden hin, Blätter und Kugelfrüchte fallen herab, so als würde sich der Baum vor der Frau verneigen.

Beim Bücherschrank macht sie Halt, zieht den Reißverschluss des Koffers auf, greift hinein, stapelt einen Schwung Bücher auf ihrem Arm, öffnet die Bücherschranttür, lehnt sich dagegen und schlichtet ein. Ich bleibe ein Stück hinter ihr stehen. Weil vielleicht jemand auftaucht, der sich vor mich drängt und sich zwischen uns stellt, mache ich den letzten Schritt auf sie zu, sage: „Keine Sorge, ich halte sie“, und ergreife die Tür. Die Frau blickt zur Seite, lächelt, entlastet ihre Schulter und verteilt weiter Bücher – es sind Schulbücher für Italienisch und La-

tein. Während sie mit dem Rücken zu mir steht, der mir nichts über sie verrät, wende ich mich den Rücken der Bücher zu, die ich wenigstens lesen kann, um herauszufinden, woran ich bin.

Ich mag offene Bücherschränke. Sachenrechtlich spielt sich hier viel ab: Menschen geben das Eigentumsrecht an Büchern auf, die Bücher werden herrenlos und frei.

Um beschäftigt zu wirken, ziehe ich das dickste Buch aus dem Regal, eine zweisprachige Ausgabe des Romans *Zenos Gewissen* von Italo Svevo. Ein Schwarzweißbild des Autors prangt auf dem Buchdeckel: Svevos Kragen ist aufgestellt und eine dünne Krawatte in einer weiten Schlinge mit einem asymmetrischen Knoten darumgebunden. Ich dagegen trage heute einen doppelten Windsorknoten – symmetrisch, breit und elegant –, einen Knoten, um bedeutsam zu wirken. Svevo posiert auf dem Buchcover wie auf einem Foto, dem eine zweisprachige Bewerbung beigelegt ist, in einer Länge von tausendzweihundert Seiten. So dick ist das Buch, das ich aus Solidarität des einen Bewerbers mit dem anderen Bewerber in meine Ledertasche stecke. Der Handgriff sieht alltäglich und unbedeutend aus, doch wenn ich den rechtlichen Aspekt dahinter näher analysiere, wird die juristische Mechanik rasch recht knifflig.

„Entschuldigung, darf ich bitte mein Buch wiederhaben?“ , fragt die Frau mit italienischem Akzent in einer Stimmlage, als hätte sie mich gefragt, ob ich ihr Feuer geben könne. Überlasse ich ihr das Buch, wird sie sich bedanken und gehen. Um sie hier zu behalten, ver falle ich in den Anwaltsmodus und verwickle sie in ein Gespräch.

„Nein, das ist nicht möglich.“

„Doch. Ich habe das Buch versehentlich weggegeben.“

„Was meinen Sie mit ‚versehentlich‘?“

„Ich habe es mir überlegt, ich will es behalten.“

„Wollten Sie vorhin das Buch freiwillig aufgeben?“

„Schon. Aber ich bin die Besitzerin, es ist mein Buch.“

„Aktuell sind Sie weder Besitzerin noch Eigentümerin des Buchs.“

„Wie bitte?“

„Besitz bedeutet, eine Sache tatsächlich innezuhaben und sie behalten zu wollen. Eigentum dagegen ist die Befugnis, nach eigener Willkür mit einer Sache zu schalten und alle anderen davon auszuschließen. Besitz ist ein Faktum, Eigentum ist ein Recht.“

„Was tut das jetzt zur Sache?“

„Bis eben waren Sie Besitzerin und Eigentümerin des Buches. Dann haben Sie es, wie Sie selbst sagen, ‚weggegeben‘. Ich aber habe das Buch nach dem Moment des Weggebens eingesteckt und mir die alleinige Sachherrschaft an dem Buch verschafft. Ich habe das Buch außerdem mit dem Willen an mich genommen, es zu meinem Eigentum zu machen. Wie aus dem Nichts ist mein Eigentumsrecht an *Zenos Gewissen* entstanden, ganz ohne große Worte.“

Ich tätschle die Ledertasche mit dem Buch darin. „Ist Sachenrecht nicht wunderschön?“

Die Frau schüttelt den Kopf. Aber das wird sich geben: Gleich wird sie lachen und dann werde ich lachen. Ich will nicht wegen des Buchs streiten oder es behalten, es geht mir nur um eine faszinierende Verwicklung.

Doch sie lacht nicht, sie schnaubt, schließt den Reißverschluss des Koffers, packt den Koffergriff und stürmt davon, in die Margaretenstraße Richtung Innenstadt. Der Koffer rollt lauter als vorhin, so als rissen die Rollen den Bürgersteig auf. Bevor sie verschwindet, ruft sie etwas Italienisches, das vermutlich ‚Arschloch‘ bedeutet.

Meine Hand erschlafft, die Tür des Bücherschranks fällt, von einem Windstoß beschleunigt, mit einem Knall zu. Ich will der Frau nachlaufen, brems mich ein, gehe wieder los, drehe mich in die entgegengesetzte Richtung weg, mache ein paar Schritte, bleibe stehen, atme tief aus, dann tief ein, nicke mir zu, wende mich erneut um und laufe hinein in die Margaretenstraße.

Ida Leibetseder

Ein Sommer am Meer

Laut verschlingend scheinen Wellen schwingend

In brütender Hitze Gesang erfindend.

Salz auf der Zunge macht es zu gelungen, als dass jemals daran Zweifel bestand,
dass ich nie mehr begehre, nie was bedungen,

als hier zu liegen,

die Sonne, das Meer, mein Körper im Sand

Spätsommer

Rausgenommen aus der Zeit
von nichts umschlossen – ganz für sich
Wird das Gelb der Sonne Gold
und die Welt durchzieht das Licht.

Wird aus dem satten Ende aller Farben weben,
was es braucht, um zu verführen,
um sich seiner Sehnsucht hinzugeben
sich einmal richtig frei zu fühlen.

Denn wo keine Blüte mehr die Tage misst,
blüht vielmehr die Welt an sich
und so blüh ich ungezwungen, ungebunden
mit
und doch für dich.

Fremde

Verschwindend. In kurzatmiger Hervorhebung ihrer unendlichen Einheitlichkeit entgegengleiten, geschmeidig auf dem glatten Glas. Direkt vor meinen Augen wanderten die Wolken, perfekt in ihrer Idee, auf der Windschutzscheibe stetig aufwärts. Und direkt über mir, an unserem Scheitelpunkt, glitt die Vision dann in ihre Wirklichkeit über. Als wäre das Auto der Pinsel, der über diese Leinwand fuhr. Realisierend.

„*Fear fun, fear love. Fresh out of fucks forever*“, singe ich in gebrochenem Englisch und düse über heiße Straßen. Die Sonne leuchtet mir aus halber Höhe entgegen. Es riecht nach Brot und Schinken und pinkem Kaugummi. Rote Kirsche Lufterfrischer, die Neonfarben auf der Packung hätten mich abschrecken müssen. Ich nehme das Ding vom Beifahrersitz und schiele zwischen den flachen Luftschlitze hindurch ins Innere. Es riecht warm und feucht und so saugrauslich süß, wie eine schwitzende 14-Jährige.

Der Wagen zieht nach links und ich bringe ihn mit einer lässigen Lenkbewegung wieder auf meine Fahrbahnseite.

Ich leg den Lufterfrischer auf den Beifahrersitz, finde ihn jetzt aber eklig und will ihn nicht bei meiner Schinkensemmel liegen haben. Zwischen dem Zigarettanzünder und dem Getränkehalter ist so eine Einkerbung, da.

Hupen.

Ich fahre hoch und reiße das Auto im letzten Moment wieder auf meine Spur. Drohend hebt sich ein schrumpeliger Zeigefinger im Schatten des vorüberfahrenden Wagens und aus dem Rückspiegel blitzt mir meine Sonnenbrille entgegen und offenbart, dass ich gerade Stereotyp bin. Ich wurschelte sie mir unter den Haaren hervor, finde es dann aber zu hell und steck sie mir wieder hinauf, schief dieses Mal. Und das ist auch der Grund, warum ich fünf Minuten später, als ich den Wagen am Straßenrand in einer Buseinfahrt anhalte, noch immer etwas wütend bin.

Das Mädchen, das ein paar Meter vor meinem Auto steht und jetzt auf mich zukommt hatte den Arm zum Stoppen ausgestreckt. Wir kennen uns hier alle, aber sie kenne ich nicht. Als sie durchs Fenster lugt, sehe ich rechts und links zwei Schweißperlen auf ihrer Schläfe. Ihre Haut ist hell und hat diese winzigen braunen Sprenkel. Ihr fällt eine Haarsträhne vor die Augen, die sie sich so bedächtig aus dem Gesicht wischt, als täte sie es zum ersten Mal. Ist das Dreck an ihren Hände oder war das bloß der Schatten? Sie nickt herein, ich nicke zurück. Sie macht die Tür auf und hält inne, weil mein Zeug am Beifahrersitz nistet. Etwas peinlich berührt nehme ich das Ganze grob mit beiden Händen und schmeiße es nach hinten. Die Semmel löst sich aus dem Papier und der Schinken landet zum Teil auf der Fußmatte, der Rest auf dem Rücksitz. Als ich unsicher nach vorne schaue, sitzt sie bereits neben mir. Ich grinse sie gekünstelt an und sie nickt wieder. Ein kurzer Blick in den Rückspiegel und dann schramme ich mit Vollgas zurück auf die Fahrbahn, als könnte ich die Semmel am Rücksitz hinter mir lassen.

Ich brauche nicht zu fragen, wohin sie will, das Land spitzt sich immer weiter zu und keine 50 km vor uns küsst sich die See. Sie sitzt also neben mir, aufrecht, den Kopf nach vorne gerichtet, ihre Hände in ihrem Schoß, die Finger lose nebeneinander. Sitzt eben normal da und macht keine Anstalten reden zu wollen, also wozu sie drängen? Hat dann doch niemand was zu erzählen. Ich will auch nicht zum Radio greifen, weil das so aussehe, als hielte ich die Stille nicht aus und das stimmte doch nicht. Finde sie sogar ganz gut, diese Stille, kein zwanghaftes belanglos-Sein.

Die Sonne knallt jetzt seitlich ins Auto und ich fange zu schwitzen an. Sollte ich das Fenster aufmachen? Nicht, dass sie sich erschreckt. Und sie fragen? „Ich mache das Fenster runter.“ Das klingt wie eine Drohung: da sage ich fünf Minuten nichts und dann so eine redundante Aussage.

Unrund richte ich mich auf und festige meinen Griff am Lenkrad. Ein Laster kommt uns entgegen, der Rosenkranz baumelt vom Rückspiegel und er schaut mich von der Weite leer an. Erst jetzt merke ich, dass er gefährlich weit auf mei-

ne Seite kommt. Ich mache kein Drama, hupe nicht, deute ihm nicht, fahre nur weiter auf den rechten Rand. Ob sie gerade Angst hatte? Ihr mein Fahrstil missfällt? Sie herumerzählt, dass ich den blöden Wagen nicht unter Kontrolle hatte? Quatsch, die ist bestimmt abgebrüht, oder gar nur per Anhalter unterwegs. Damit sie dann ihren Followern verklickern kann, dass man auch ganz ohne Geld die Welt sehen kann. #notallthosehowwanderarelost. Ich habe sie satt. Ich habe sie satt und sie, sie sagt kein Wort. Ich werfe einen abschätzigen Blick auf ihre Kleidung. Sie trägt einen grünen Rock mit einem roten Filzband an der Hüfte. So eine Art Rock, den diese Frauen anhaben, die ihre Kinder Leander nennen und meinen, das Dinkelkekse was zum Naschen sind. Wahrscheinlich barfuß. Voll Ayurveda. Doch es stecken zwei braune Sandalen an winzigen Füßen. Unbewusst habe ich mich etwas nach vorne gelehnt. „Was sind Sie denn für einer? Ein Fußfetischist, oder was? Lassen Sie mich sofort aussteigen,“ sagt sie empört und rüttelt an der Autotür.

Ich fände es einfach unangenehm, wenn sie die Intention begriffen hätte und greife deshalb nach dem Lufterfrischer in der Kerbe. Jetzt habe ich das Ding in der Hand. Ich will es in meinen Schoß legen, doch merke dann, wie wahnsinnig blöd das wäre, wenn es mir zwischen die Füße fallen würde. „Und jetzt fangen Sie auch noch an sich einen runterzuholen, ich meine geht’s noch?“. Was für eine Katastrophe. Ich schmeiß also das Teil auf den Rücksitz und bereue es im selben Moment: Schmeiße da einfach ausdruckslos den Lufterfrischer auf die Rückbank. Ich sinke vor Scham in den Sitz. Wie kann denn das Sein an Sich so schwer sein? Ich werfe einen unterwürfigen Blick zu ihr, voll Reue. Aber sie schaut noch immer gerade aus. Bewegt sich kein Stück.

Die Duftquelle Kirschkaugummi ist in dem Saustall am Rücksitz verschwunden und der Geruch des Schinkens kriecht nun unter dem Sitz durch und zwischen meinen Füßen herauf zu mir. Ich fange mit den Knien zu wippen an, fahre hundert und darf nicht schneller. Richtig unerträglich. Doch wenn ich jetzt etwas sage, warum nicht früher? Nein, das muss schon von ihr kommen. Immerhin fährt sie doch bei mir mit, da kann man wohl ein bisschen was erwarten. Ein bisschen Small Talk. Bisschen etwas erzählen. Ich dachte, sie hätte etwas zu erzählen. „Ich musste fliehen, mein Mann hat mich geschlagen.“ Sie beginnt zu weinen, erst leise, dann heftig, stützt den Kopf in die Hände und die blonden Haare blitzen schmerzhaft im Licht der Abendsonne, als ein weiterer Schluchzer sie schüttelt. Vorsichtig löse ich einen Arm vom Lenkrad und lege ihn auf ihren knöchernen Rücken, er ist ganz heiß. Ich halte mit beiden Händen das Lenkrad fest, starre gebannt vor mich her. Sie sitzt neben mir, schaut gerade aus und bewegt sich kein Stück. Wie kann eine so kleine Person so viel Raum einnehmen?

Ich schiele zu ihrem Körper. Sie ist klein. Dass sie sich in das Auto einer fremden Person steigen traut? Man weiß ja doch nie, wen man erwischt. Eigentlich gilt das umgekehrt genauso: ob ich einsteige, oder einsteigen lasse. So herum betrachtet ist es viel unwahrscheinlicher, dass man, wenn man Auto stoppt, einen Idioten erwischt. Es fahren einige hunderte an einem vorbei, alle mit unterschiedlicher Tagesplanung. Während umgekehrt, ist es immer nur diese eine Person, die stoppt, mit ihrem ganz bestimmten Plan. Ich spüre das Pumpen meines Herzschlages in meiner Halsschlagader und kalter Schweiß benetzt die Finger. Ihr Kopf dreht sich langsam zu mir. In einer hässlichen Fratze lachend. Sie hat nichts mehr von dem Mädchen, das sie war. Und ihre Hände, das war kein Schatten, kein Dreck, das war Blut. Getrocknet und faulend. „Jetzt hast du’s geschnallt, was? Komm schon, fahr rechts ran und dann raus aus der Karre,“ zischt sie und hält mir eine Knarre gegen den Schädel. Ich spüre dieses Rohr, aus dessen Ende der Tod raucht, seine schwarze Stille, wo das Leben in die Leere fließt. Ich atme kontrolliert tief ein, weite meine Augen und sehe wieder die Straße und die Abendsonne vor mir. Und neben mir sitzt sie. Sagt kein Wort und bewegt sich nicht.

Ich trommle mit den Fingern gegen das Lenkrad, weil ich Schreien will und nicht kann. In meiner Kehle sammelt sich schon der Druck. Unwissend, was ich äußern würde. Sowas wie „Scheiße!“ vielleicht. „Scher‘ dich zum Teufel.“ Ich kann sie nicht mehr ansehen, ich will sie nicht mehr fühlen. Sie heftet an mir wie ein schweißnasser Umhang. Ihr Atem klebt auf meiner Haut. Das ganze Auto ist voll von ihrem Geruch, von ihrer Art, ihrem Sein. Ihre Existenz nimmt den ganzen Raum ein, füllt ihn aus, drückt mich aus, an den Rand und ist gleich schwer wie Nichts. So voll in ihrer Inexistenz. Ihre Haut verschwindend in ihrem reinsten Weiß. Schwitzend wie das feinste Glas, klebrig wie Nektar. Was soll sie anderes sein als weich? Zart. Glatt wie Porzellan. Das blonde, feine Haar, ein schüchternes Rot der Wangen. Heikel, in der Art, wie sie bejahen würde. Süß, wenn man einmal die Zunge über ihren Hals tanzen ließe... Aus der Spiegelung am Armaturenbrett blicken mir zwei dunkel erschrockene Augen entgegen, die meine eigenen sind. „Fahr dich einfach heil nach Hause,“ schreit die Vernunft dumpf unter der Glocke des Wahnsinns.

Als ringsherum die Häuser beginnen und ich die Abbiegung hinunter an die Küste nehmen kann, richtet sie sich auf und zeigt auf den Straßenrand. Diese Bewegung in ihrer Eindeutigkeit so schätzend, gehorche ich sofort und halte an. Der Lufthauch, der bei der Türe hereinkommt, verrät kalt zwei Schweißperlen auf meiner Schläfe. Sie geht vorne am Auto vorbei, nickt mir zu und geht dann ohne irgendeine Eigenart, ohne irgendetwas an sich zu haben, das in irgendeiner

Weise fehlbar wäre, über die Straße. Den kleinen Hügel hinauf und dann nach unten zum Meer.

Erst bei der nächsten Kreuzung schaue ich auf den Beifahrersitz und bemerke das weiße Plastiksäckchen, das dort liegt. Sofort reiße ich das Auto im U-Turn herum. Die unebenen Straßen lassen den Lufterfrischer von der Rückbank wohl gegen die Mittelkonsole knallen. Mein Zeug purzelt hinter mir herum, der stinkende Schinken schmiert über den Rücksitz, doch es gab nie etwas Anderes in meinem Leben, als diese Frau zu finden. Ich sehe den Platz, wo ich gerade angehalten hatte. Ich stelle den Wagen so dicht es geht an den Straßenrand, schnappe mir das Säckchen, reiße die Autotür auf und schnelle den Hügel hinauf.

Ich weiß nicht, woher die Eile plötzlich kam. Ich weiß nicht, woher diese Wichtigkeit. Nur stand ich dann dort oben, blickte die Böschung hinab, drehte mich nach links und rechts um und sah niemanden. Dann öffnete ich das weiße Plastiksäckchen, holte die paar Servietten und die Rechnung heraus, die darin waren und bemerkte, dass es die Rechnung der Semmel und des Lufterfrischers war. Und dann stand ich da und hatte nichts. Stand da und wusste nicht, wer ich war und wie ich weiterleben sollte. Wusste nicht, wie man einen Fuß vor den anderen setzte und auf sich Acht gab, wie man schwamm oder trank, weinte oder liebte. Ich stand da und war leer. Stand da und gab nichts eine Bedeutung und hatte doch ein ganzes Leben zu füllen.

Ines Scholz

Gedankenspiele

Ein Tag wie jeder andere

Ein Knall, ganz plötzlich ertönt er
sie schreckt auf und sieht sich um.
Ihre Gedanken unterbrochen durch das Geräusch
ich sehe es in ihrem Gesicht.

Woran sie gerade wohl denkt?
An den Kaffee, der auf dem Tisch auf sie wartet?
An die bevorstehenden Aufgaben?
An den vergangenen Abend?

Der Ton erklingt erneut.
Wie ein Donner hallt es durch den Raum.
Die Wände beben,
doch sie bleibt sitzen.

Es ist noch früh,
der Tag steht bevor.
Die Stille kehrt zurück
und sie widmet sich wieder ihren Gedanken

Blau ist die Farbe der ...
Ist es das Wasser
oder der Himmel,
die mich im Hier und Jetzt halten?

Grün ist die Farbe der ...
Der Frühling kommt,
die Knospen sprießen.
Es riecht nach Neuanfang.

Orange ist die Farbe der ...
die Sonne scheint,
umhüllt mich wie ein Mantel.
Die Wärme strömt durch meinen Körper.

Türkis ist die Farbe der ...
die Wellen schlagen an die Bucht
die Reise geht bald zu Ende.
Das Glas liegt zerbrochen am Boden.

Braun ist die Farbe der ...
die Blätter liegen auf der Straße,
der Wind flüstert mir ins Ohr.
Es ist Zeit für etwas Neues.

Wir sehen uns und die Erinnerungen strömen
eine nach der anderen
zu mir zurück.

Wie ein anderes Leben
und doch weiß ich, es ist meines.
Meine Gedanken, meine Gefühle,
meine Wünsche, mein Vergessen.

Das Treffen ist keine Überraschung.
Es ist seit Monaten geplant.
Aber wie kann man sich vorbereiten
auf eine Begegnung dieser Art?

Eine Begegnung, die man lange herbeisehnt
und doch nicht möchte.
Zu viele Emotionen, zu viel ist geschehen.

Unsere Blicke treffen sich
und schon ist es vorbei.
Jeder geht seinen Weg
und es ist, als wäre nichts geschehen.

Günter Schütt

Hier im Süden

Sie haben geheiratet. Julian und Aiko. So haben Felix und ich uns kennengelernt. Ich kannte Julian, Felix wurde von Aiko mit dem Catering beauftragt. Die kaprizierte Professorientochter verlangte nach Felix' Zen. Keine Ahnung, was sie sich davon versprochen hatte. Mit Japan oder buddhistischer Philosophie hatte sie meines Wissens nichts am Hut. Ihre Mutter war Französin, und keine Japanerin, wie ihr Name vielleicht vermuten ließe. Das Ganze war nicht wirklich Zen, sondern im weitesten Sinne asiatisch angehaucht. Völlig willkürlich wurden fernöstliche Traditionen durcheinandergemixt: Pekingente, Teigtaschen und Frühlingsrollen reichten Maki und Curry die Hand. Es war Felix' erstes Mal. Das Catering für eine Hochzeit. Und sein letztes Mal. Er und die anderen Mitarbeiter seines mit seinem Konzernerbe gegründeten winzigen Zen-Restaurants aus der Wiener Innenstadt waren völlig überfordert, 100 festlich gestimmte, verschwitzte und hungrige Österreicher hatten die buddhistische Unternehmensphilosophie an ihre Grenze gebracht. Felix hatte selbst mitanpacken müssen und kellneriert. Dabei war er mir ehrlich gesagt in keinster Weise aufgefallen. Es war ein ziemliches Chaos.

Die freie Trauung, deren Einzelheiten ich hier nicht wiederkäuen möchte, weil mir immer übel wird, wenn ich daran denke, wie Aiko die Unschuld vom Lande spielte und nach Julians holprig verfassten Ehegelübde anfang zu hüpfen und ihm vor allen Anwesenden die Zunge in den Rachen stieß, als hielt sie es nicht mehr aus, bis zur Hochzeitsnacht zu warten, fand in einem burgenländischen Garten

statt. Ein Schild am Eingang des Holzzauns mit drei roten Blumen, weißen Berggipfeln und brüderlich gereichten Händen wies die Naturfreunde als Besitzer aus. Ich überlegte, wer von den beiden Brautleuten wohl Kontakte zu der sozialistischen Vorfeldorganisation pflegte, und tippte auf Julian. Von Aiko konnte ich es mir beim besten Willen nicht vorstellen. Ich war allein gekommen, obwohl ich keine Lust dazu hatte. Ich hasste Aiko. Schließlich hatte sie mir meinen besten Freund ausgespannt. Sie war älter als er. Und sie passte nicht zu ihm, fand ich. Er, der bescheidene, durchgetaktete, zartfühlende und belesene Veterinärmediziner, etwas zu dünn, still und zu flatterhaft im Blick vielleicht, etwas zu kurz geschoren und kahl um die Geheimratsecken, um richtig attraktiv zu sein. Seit ich Julian kenne, hat er diese Geheimratsecken; er habe höchstens zwölf Jahre seines Lebens die volle Haarpracht besessen, weswegen er ihren Verlust verschmerzen könne, sagte er immer. Sie, eine gut gebräunte und ausgehungerte Autorin von Ernährungs- und Fashionratgebern – angeblich hatte sie einen Bestseller verfasst –, sarkastisch, betörend, katzenäugig, eine erfolgreiche Bloggerin und Youtuberin. Scheiße, ich hatte sogar ihren Künstlernamen schon einmal gehört: Aiko-Aiko. Konsequenz, dachte ich. Die Verdopplung des Namens als Emblem für die Verdopplung des Ichs. Das Vorranggeben-Zeichen des Narzissmus.

In ihrer Gegenwart verhielt sich Julian wie ein Hund, der, wie von einem Magnet gesteuert, apportierte und an der Leine wedelte. Er kreiste um sie, doch die Bewegung beschrieb eine Kurve: zuerst ein steiler Aufstieg, danach der bodenlose Fall. Unmöglich, dass es nicht alle anderen Anwesenden genauso sahen, aber sie machten gute Miene zu dem von Aiko mit Felix' Hilfe inszenierten Spiel. Zum Glück gab es trotz der Zen-Gerichte Alkohol in Hülle und Fülle. Nicht nur Wasser oder Reisschnaps. Sondern richtige Cocktails, was Aikos asiatische Mixtur nur noch weiter unterlief. An der Bar unterhielt ich mich mit einem englischen Gitarrenbauer, der in Hongkong lebte. Er zeigte mir Fotos von Gitarren, die zehntausende von Euros wert waren und die er angeblich für Sting gebaut hatte. Unterhielt mich mit seiner Frau, einer wunderschönen Hongkong-Chinesin mit scharf geschnittenen Wangenknochen. Dabei leerte ich einen Caipirinha nach dem anderen und sah die Möglichkeit des Heimfahrens in meinem Alkoholspiegel verschwimmen.

Ich nahm mein Glas und vertrat mir die Füße auf einem Feldweg neben der Einfahrt zum Festgelände. Ich wollte rauchen, hatte aber meinen Tabak vergessen. Zigarette? Es war Felix, der aus den Bäumen auf mich zukam. Später hat er mir vor unseren Nachbarn Hannah und Andi einmal gestanden, dass er gerade vom Kacken im Wald zurückgekommen sei. Die Dixie-Klos wären zu verschmutzt gewesen, lachte er. Er habe mich hauptsächlich angesprochen, um davon abzulen-

ken, quasi: Angriff ist die beste Verteidigung. Eine wunderbares Anfangsnarrativ für eine Beziehung, nicht wahr? Lachte er. Und Hannah und Andi lachten mit ihm, ich aber schwieg, denn Felix hat ziemlich übles Morbus Crohn und sucht Toiletten häufiger auf als andere.

Danke, sagte ich. Wer bist du? Du gehörst wohl zu Aiko? fragte ich und nahm die selbstgerollte Zigarette an, die sonderbar süßlich schmeckte. Vermutlich ein Joint, dachte ich, gefiel mir aber in der Rolle der Naiven und verzichtete auf jede weitere Abklärung. Gewissermaßen, sagte er. Ihr Bruder? Nein, nein, lachte er. Nein. Ein Freund? fragte ich. Nein, sie hat mich mit dem Catering beauftragt. Oh, sagte ich. Du hast also die Diätkost zu verantworten. Sieht ganz so aus, sagte er etwas zerknirscht. Naja, so schlecht sei es ja gar nicht gewesen. Sein Blick hellte sich ein wenig auf. Nein, nein, sagte ich. Ich habe es ironisch gemeint. Das Essen war in Wahrheit das beste an der Hochzeit. Oh, danke für das Kompliment, schöne Frau!, sagte Felix mit Schillehrerlächeln. Irgendwas muss kaputt sein in männlichen Gehirnen, dachte ich, denn immer, wenn man sie zu irgendwas ermutigt, schalten sie in den Modus von galanten Duracell-Rammlern mit dem Charme weißer alter Hollywoodproduzenten. Ermutigt man sie nicht, schalten sie sofort auf Standby und gehen ein wie ausgetrocknete Pflanzern.

Ob er eh wisse, dass Alkohol schlecht mit dem Zen zusammengehe, sagte ich. Ja, wisse er, das habe Aiko aber so verlangt, er habe den Auftrag nur zugesagt... äh... er wisse es eigentlich auch nicht mehr so genau. Egal, sagte ich, da er ins Stocken geraten war. Du mixt jedenfalls keine schlechten Caipirinhas. Für einen Zen-Koch zumindest. Er lachte und ich bestaunte das helle Fleisch seines Gaumens und sein makellostes Gebiss. Und du? Gehörst wohl zu Julian? Gehörte, gab ich zurück. Oh, sagte er. Das klinge, als sei ich nicht gerade ein Fan von Aiko? Aber geh! sagte ich. Bist wohl ein ganz Schneller? Nicht böse gemeint. Hey, sagte er, legte den Zeigefinger vertikal über seine vollen Lippen und schlug seine mit dichten, verklebten Wimpern gesäumten Lider auf, sodass mich der fröhliche azurblaue Glanz von Kinderaugen durch das sarkastisch abperlende Kettenhemd traf, das ich mir in solchen Situationen meistens anzuziehen pflegte. Geheimnis, flüsterte er: Ich kann sie auch nicht leiden. Er mache hier in der Waldeinsamkeit einmal pro Stunde Pause, rauche eine Zigarette. Wenn ich wolle, können wir uns in einer Stunde wieder hier treffen und er mixe uns eine Spezialmischung. Okay, sagte ich, obwohl ich nicht wusste, ob er von einem Cocktail redete oder einem Joint. Aber was hatte ich schon großartig zu verlieren? Heimfahren konnte ich ohnehin nicht mehr und Julian, mein einziger wahrer Freund, war im Begriff unsere Freundschaft dem Pakt mit seiner lifestyleverdorbenen Braut zu opfern, sonst kannte ich hier keinen.

Zu unserem zweiten Date ist es allerdings erst gekommen, als Felix sich nach der Hochzeit meine Nummer von Aiko organisiert hatte. Zu irgendetwas musste sie ja gut sein. Es wundert mich eigentlich, dass sie sie weitergegeben hat. Vielleicht wollte sie mich aus Bosheit einem Stalker ausliefern, aber nicht einmal ich kann mir Felix als Stalker vorstellen. Vielleicht hatte sie mich einfach nur so weit wie möglich von Julian fernhalten wollen, weil sie wusste, dass er während des Studiums verliebt war in mich, dachte ich.

Nach der Zigarette im Wald war ich so hinüber, dass ich einen Absturz erlitt, noch bevor es zur vollen Stunde schlug. Mir war so richtig übel und meine Füße so heiß, dass mir die Knie davonschwammen und ich mich auf die Couch unter dem fackelbeleuchteten Baldachin in der Wiese legen musste. Es war schon fast stockdunkel, nur noch vereinzelt hörte man eine verlorene Grille zirpen. Im Liegen sah ich zu, wie Julian mit einer dieser chinesischen Himmelslaternen fast den angrenzenden Fichtenwald abfackelte und kotzte ins Gras, als alle auf seinen im Wipfel hängenden Feuerkelch starrten. Dann muss ich eingeschlafen sein. Ohne dem Bräutigam gratuliert zu haben, ohne den Zen-Koch mit dem perfekten Lächeln wiedergesehen zu haben. Am nächsten Tag erwachte ich in einem blütenweißen Bett im Dorfwirtshaus. Verkatert und allein. Wie ausgespuckt. In viel zu sauberen, lavendelduftenden Laken.

Constantin Schwab

Das Journal der Valerie Vogler

Romanauszug

Literaturverlag Droschl, Graz 2022. 128 Seiten. ISBN 978-3990590997

6. November

Ich weiß nicht, wann ich aufwache oder was mich aufgeweckt hat; gefühlte Stunden konnte ich kein Auge zu tun, lag wach im Bett, auf zu weicher Matratze, bis ich doch irgendwann eingenickt bin – aber für wie lange? Schon nach einem Tag auf Spitzbergen scheint mir das Zeitgefühl abhanden zu kommen, ich kann nicht sagen, ob es noch Morgen oder schon Mittag ist; der Himmel hängt bleiern über der Werkstatt, hüllt sich in diffuses, undurchdringliches Grau, das mein schmales Fenster überflüssig macht – es wird nicht hell, weiterhin. Doch ich muss gestehen, ich fühle mich gut, überraschend gut, entspannt sogar. Es dauert einen Moment, dann verstehe ich, warum: es ist das erste Mal, tatsächlich, das erste Mal seit sechs Jahren, dass ich ohne Wecker aus dem Bett komme. Ich hatte vergessen, wie sich das anfühlt: natürlich erwachen.

Aber hier leben? Das habe ich nie verstanden, wie sich jemand freiwillig für den Norden entscheiden kann, wie die Leute hier bewusst einen Ort bewohnen, der monatelang keine Sonne sieht. Natürlich, es gibt immer Möglichkeiten, Strategien. Die Wände in meinem Zimmer sind grün gestrichen, jeder Raum in der Werkstatt hat seine eigene Farbe: die Küche ist sanddorn, das Bad azur, das Arbeitszimmer karmesin, die anderen Schlafzimmer – ich weiß nicht mehr, wie Lasse ihre Farbtöne bezeichnet hat. Es ist keine Zierde, erklärt er, es ist notwendig, um sich vor Depressionen zu schützen. Daher auch dieses frühlinghafte Grasgrün im Gästezimmer: es ist entspannend, ist positiv, gibt Hoffnung in den dunklen Monaten. Hier kann man Ruhe sammeln und die Melancholie ausschließen. Mir fällt ein, ich habe vergessen nachzufragen, welche Farbe das siebte, verschlossene Zimmer hat (M: darauf zurückkommen) – etwas vibriert in dem Moment, bebzt. In alter, starrer Gewohnheit will ich zum Handy greifen, fasse ins Leere. Ein nächstes Beben; es kommt aus mir selbst. Mein Magen regt sich.

Als ich in das karmesinrote Arbeitszimmer trete (ich trage den zu weiten Kittel mit stillem Widerstand, fühle mich klobig, unweiblich darin), sitzen die vier Daltons bereits an der Werkbank, es wirkt, als wären sie noch vom Vortag hier. Auf dem Tisch stehen zwei rote Kaffeekannen, ein voller Brotkorb (selbstgebackenes Haferbrot), gesalzene Butter, Honig in drei Konsistenzen und ein lederfarbener Ziegel, von dem ich später erfahre, dass es sich um eine Art Käse handelt, angeblich der Stolz der Nation (M: zuhause „Brunost“ recherchieren). Frühstück, sagt Gunnar mit heiligem Ernst, ist die Mutter der Kunst. Ein inspirierter Tag beginnt mit Frühstück oder gar nicht. Ich frage, was Frühstück auf Norwegisch heißt, Gunnar beißt ins Brot und sagt „Frokost“, doch ich verstehe zuerst nur „Frost“. Ein inspirierter Tag beginnt mit Frost. Ich blicke zum Fenster, an der grauen Außenseite hängt das Thermometer: es zeigt minus 13 Grad.

Die ersten verwendbaren Zitate kommen von Per, ausgerechnet von Per, dem stummen Künstler mit dem breiten Grinsen, der am ersten Abend noch überhaupt nichts gesagt hat, ausgerechnet von ihm kommt der Vortrag über Bescheidenheit, als ich beim Frost nach der Werkstatt frage. Von den letzten Auktionssummen, die AURORA in London erzielt hat, könnten sie sich ein Atelier von der Größe eines Flugzeughangars bauen – warum also diese winzige und schlichte Werkstatt mit nur sieben Räumen, die mir jetzt schon bedrückend eng erscheinen? – Bescheidenheit, sagt Per, erhält seinen Wert erst bei Erfolg (er sagt es lächelnd, aber ernst). Bescheiden leben, wenn man arm und erfolglos ist, das kann jeder, ist keine Kunst – sich einen Palast leisten zu können und *trotzdem* darauf zu verzichten, das ist wahre Bescheidenheit. – F: Muss ein Künstler bescheiden sein, um zum wahren Ausdruck zu finden? A: Ein Künstler muss sich selbst be-

schränken, immer. Nur dann kann er zur Wahrheit vordringen. Er muss sich Regeln setzen, um sie zu brechen, muss Grenzen ziehen, um sie zu überschreiten. Je enger der Raum, je begrenzter die Mittel, desto intensiver und wahrhaftiger das Werk. – Der letzte Punkt scheint Per besonders am Herzen zu liegen, die Art und Weise, wie er jede Silbe ausspricht ... Hier könnte der Anfang gefunden sein, hier will ich weiterfragen, nachhaken; doch ein lautes Klopfen beendet unser Gespräch abrupt.

Ich konnte nicht sehen, wer an der Tür stand, hörte nur eine ungewöhnlich hohe Männerstimme, die in sehr schnellem, abgehacktem Norwegisch sprach; die Stimme klang erregt, hektisch, nervös, doch keine Ahnung, in welchem Kontext. Lasse kommt von der Tür zurück, ich frage, wer das war. Er sagt, der Bote. – Der Postbote? – Ja. – Lasse hält ein kleines Päckchen in den Händen. Zwischen seinen weichen Fingern erkenne ich die Konturen eines bekannten Symbols: ein aufgedrucktes Weinglas für zerbrechliche Inhalte. Ich nicke und denke nicht weiter darüber nach; in meinem Kopf hallen immer noch Pers Worte von vorhin. Ist es nicht eigenartig, ja paradox, dass sich gerade die Kunst – um deren Freiheit seit Jahrhunderten gekämpft, gestritten und gestorben wird – dass ausgerechnet *sie* sich immer wieder selbst neue Regeln auferlegt, aus völlig freien Stücken? Munchs Manifest von Saint Cloud, Malewitsch und sein schwarzes Quadrat, Bretons Surrealisten, Dogma 95, AURORAs Polarmanifest – wo steckt der Sinn hinter all der Selbsteinschränkung? Wozu der vollständige Verzicht auf Handys, Internet, Computer, ja, sogar auf Uhren? Noch sehe ich das große Bild, die Idee dahinter nicht. Falls AURORA überhaupt schon ein Konzept für ihr kommendes Werk haben sollte, erscheint es mir noch so dunkel wie der November im Norden.

Monet. Bei ihm ist alles Licht. Es fällt mir unendlich schwer, mich umzugewöhnen an das Fehlen jeder Helligkeit, zu akzeptieren, dass die Sonne hier nicht Gott ist – oder zumindest, dass Gott hier Winterschlaf hält. Wie nah, wie wärmend, wie hell scheint mir jetzt noch die Einladung, die Reise nach Giverny, als ich im August durch Monets Gärten spazierte, sie atmete – August, wirklich? Dieses verwischte Zeitgefühl, schon wieder, Monate fühlen sich wie Tage an, als hätte ich mich erst gestern in Monet verliebt, so frisch ist sein Strich, so lebendig seine Farben. Und überall ist sie bei Monet, überall ist Farbe, ist Licht; es existiert kein Grau, kein Dunkel, kein Tod in Monets Werk; selbst im Schatten steckt bei ihm noch Farbe. – AURORA dagegen ist die Antithese zu Monets Ode an das Licht: Ihre Bilder halten nur die Dunkelheit fest.

Nein, es stimmt schon: ohne Regeln kann man sich nicht abgrenzen. Der Ver-

zicht durch Vorgabe gibt auch Sicherheit, markiert den Weg nach vorne. Habe ich mir nicht selbst Regeln auferlegt, um von S. loszukommen? Habe ich mich nicht bewusst abgegrenzt? – Schiele hat seine Akte am Backpapier doch auch nur weiß umrandet, um sie vom Negativraum abzuheben. Weil er wusste, dass die Abgrenzung den Effekt macht, und es letztendlich doch nur darauf ankommt: den Effekt. Schiele war so alt wie ich, als ihn die Spanische Grippe traf – er brauchte nur 28 Jahre, um für die Ewigkeit zu malen. So ein kurzes Leben; so eine starke Abgrenzung von so viel Negativraum.

Die Kommunikation ist frustrierend, weiterhin; mal beantworten die Künstler meine Fragen, mal weichen sie aus, mal schicken sie mich in mein Zimmer, wie ein lästiges Kind. Vielleicht bin ich auch zu ungeduldig, die Erwartung einfach zu groß, nach der persönlichen Einladung, den respektvollen Mails, dem Manifest in Händen ... Was, wenn sich die Woche hier als erschreckend banal herausstellt? Die starke Ansage vom absoluten Kunstwerk nur eine maskuline Pose? Oder liegt es doch an mir – gehe ich die ganze Geschichte vielleicht falsch an? Bin ich einfach nicht die Richtige hierfür? Zum ersten Mal seit meiner Ankunft fühle ich so etwas wie Enttäuschung, Ernüchterung, Müdigkeit. Ein dunkler Zweifel, ob es die lange Reise, die Kälte, die Isolation, ob es all das wirklich wert ist – da ruft mich eine Stimme. Es ist Per.

Zurück in den grasgrünen Wänden friert es, schüttelt es mich. Warum? – Die dritte Bedingung wurde genannt: Niemand verlässt die Werkstatt ohne triftigen Grund. Per hat es mir in der Küche erklärt, während die anderen bereits mit der Arbeit begonnen haben (seltsam, ich konnte keinen Ton aus dem roten Zimmer hören); er rückte sich die Mütze zurecht und wiederholte den Satz von vorhin: Je enger der Raum, desto intensiver das Werk. Warum es mich durchschüttelte, obwohl ich in der aufgeheizten Werkstatt vier Schichten unter dem Kittel trage, lag an dem Wort, das darauf folgte: „bear“. Per spricht es entschieden beiläufig aus, genau diese Gelassenheit ist es, die mich beunruhigt (Th: Beiläufigkeit ist stärker als Betonung). In den nächsten sieben Tagen ist kein Ausgang geplant, um die Arbeit am Werk nicht zu gefährden, sagt Per – und gleich darauf, ehe ich nachfragen kann: Es gibt keinen Anlass, aus der Werkstatt zu gehen, aber viele Gründe, sie nicht zu verlassen. Die 15 Grad minus, zum Beispiel. Die Dunkelheit, der Wind. Und natürlich die Eisbären. Ein Witz, denke ich, lache höflich, aber allein. Manchmal, fährt Per fort, kommen sie bis zur Werkstatt hinunter, da kann man nur ruhig bleiben und das Gewehr laden. Als er meinen Blick sieht, grinst er wieder, dieses genüssliche, zweideutige Grinsen, und wieder fasst er sich an die Mütze, rückt sie zurecht. (Ein neurotischer Gaukler, denke ich, das ist Per.) Dann holt er aus: Hier auf Spitzbergen lebt der Mensch mit den Eisbären, nicht

umgekehrt. Sie sind hier klein, aber zahlreich, unberechenbar, durchaus tödlich. Abseits der Siedlungen besteht Waffenpflicht, sagt er; wer klug ist, geht nicht ohne Gewehr vor die Tür. Fünf Jahre werkt AURORA hier, zwölf Bären wurden in der Zeit erlegt – aus Notwehr. Als ich zögerlich nach „Zwischenfällen“ frage, lacht Per laut auf. Ja, ja, das kommt schon vor – eine junge Touristin hat sich mal zu weit raus getraut, da blieb nicht viel von ihr übrig. Ich bin nicht sicher, doch ich hoffe, das war jetzt der Witz. – Das Gewehr hängt hinter uns im Glasschrank, neben dem Geschirr.

Cornelia Travnicek

Der letzte Leser

„In der Sie umgebenden und voll funktionsfähigen Kulissenstadt gibt es drei allgemeine Buchhandlungen unterschiedlicher Sortierungen, mit Buchhändler und Buchhändlerinnen verschiedenster Charaktere. Zusätzlich gibt es eine Spezialbuchhandlung mit wissenschaftlichem Schwerpunkt und eine mit Reiseliteratur. Ist das nach Ihrem Geschmack?“

L. hatte eben darüber nachgedacht, ob die Vögel im Vogelnest dort oben im Baum wohl echt wären. „Was?“, fragte er.

„Die Schwerpunkte der Spezialbuchhandlungen.“

„Was waren die nochmal?“

Ungerne hätte L. zugegeben, nicht so genau aufgepasst zu haben, aber immerhin lief er, während er den Ausführungen des Chefs der Vertreterkonferenz folgte, durch den Garten seines zukünftigen Hauses auf seine zukünftige Veranda zu und war damit beschäftigt seinen zukünftigen Kiesweg, seine zukünftigen Blumen, sein zukünftiges Vogelhäuschen und seine zukünftigen über den gesamten Außenbereich verteilten Sitzgelegenheiten zu betrachten – von denen es so einige zu sehen gab.

„Wissenschaft und Reisen. Ihr nun pensionierter Vorgänger hatte sich dafür entschieden. Es steht Ihnen natürlich frei das jederzeit zu ändern.“

„Was... was steht denn zur Auswahl?“

„Diverses. Kochen ist ein beliebtes Thema zum Beispiel. Oder das Gärtnern. Ich kann Ihnen eine Liste der Möglichkeiten zukommen lassen.“

L. starrte auf ein Obstbäumchen, das drei gänzlich unterschiedliche Sorten gleichzeitig zu tragen schien.

„Sehr gerne“, murmelte er, „lassen Sie mir eine Liste zukommen.“

„Es stehen ihnen darüber hinaus drei Caféhäuser sowie eine Bar und ein Park mit mobilem Kaffeestand zum Lesen zur Verfügung, weiters eine Stadtbibliothek und ein Kino.“

„Ein Kino?“

„Ein Programm kino mit dem Schwerpunkt Literaturverfilmung. Eines der Caféhäuser ist daran angeschlossen.“

Mittlerweile hatten sie den Eingang des Hauses erreicht, der Chef der Vertreterkonferenz, dessen Name L. leider entfallen war, schloss auf, öffnete die Tür und machte eine einladende Geste. L. trat vor ihm in den Flur. Eine Garderobe, eine gepolsterte Sitzbank mit einem Abstellplatz für Schuhe, ein Schirmständer, ein Bild von einem Blumenstrauß an der Wand. Der Chef der Vertreterkonferenz bemerkte L.s Blick.

„Was das Mobiliar betrifft, haben wir uns eine geschmackvolle Neudekoration erlaubt. Auch hier gilt natürlich, dass Sie jederzeit aus unserem Angebot wählen können, was Ihren persönlichen Vorlieben entspricht. Kataloge liegen in Ihrem Wohnzimmer auf.“

L. musste sich beeilen, mit dem Chef der Vertreterkonferenz, der soeben schwungvoll die nächste Tür aufstieß, Schritt zu halten.

„Und hier haben wir das Herzstück des Hauses: Ihre Bibliothek.“

L.s Blick fiel zuerst auf den wuchtigen Ohrensessel, der eine Ecke des Raumes einnahm und zu dem ein dazu passendes Fußbänkchen gehörte.

„Ein persönliche Geschenk der Vertreterkonferenz“, sagte der Chef der Vertreterkonferenz, ging hin und tätschelte dem Stuhl ein Ohr.

L. beeilte sich, sich zu bedanken.

„Wir waren so frei ihre Bibliothek mit Büchern zu bestücken, die Sie auf Ihrer Leseliste als bereits gelesen markiert hatten, allerdings nur mit denen, die von Ihnen eine Bewertung von sieben von zehn Punkten oder höher erhalten haben. Außerdem sind hier im Regal fünf ausgewählte Titel der Neuerscheinungen dieser Saison, ein persönliches Geschenk ihrer lokalen Buchhandlungen. Jeder einzelne Titel, den Sie erwerben, steht Ihnen sowohl analog als auch digital zur Verfügung. Das hier ist ihr Lesegerät. Unser neuestes Modell. Persönliches Geschenk der Autorenvereinigung.“

Der Chef der Vertreterkonferenz hielt L. ein schlankes, weißes Gerät von der Größe etwa zweier Handflächen unter die Nase.

„Haben Sie gesagt... erwerben?“ L. hatte eigentlich gedacht, die Bücher wären in diesem Job gratis, das war doch der Punkt an der ganzen Sache, oder nicht?

„Natürlich. Erwerben. Bücher sind doch nicht gratis.“

L. schluckte. Vielleicht hätte er seinen Vertrag genauer durchlesen sollen.

„Wir stellen Ihnen jeden Monat ein eigenes Budget für Neuerwerbungen zur Verfügung. Ein großzügiges Budget, wenn ich so sagen darf. Wissen Sie...“

Der Chef der Vertreterkonferenz lehnte sich näher zu L.s Ohr: „Im Vertrauen. Zu Beginn dieses Programms haben wir versucht, unseren Lesern die Bücher kostenlos zu überlassen. Aber es ist einfach nicht dasselbe. Wo bleibt das Gefühl des Sich-etwas-Leistens, des Sich-Belohnens, der Gönnung, wie man früher gesagt hätte? Es geht in Wahrheit auch immer darum: Um den Luxus.“

L. nickte. Das war einleuchtend.

„Zu besonderen Anlässen wie Geburtstagen Ihrer Verwandten und anderer Festlichkeiten im Jahreskreis steht Ihnen jeweils ein Sonderbudget zur Verfügung, das an Ihren Bedarf angepasst wird.“

Ein Sonderbudget, dachte sich L. – wofür?

„Wofür?“, fragte L.

„Damit Sie Bücher verschenken können, natürlich.“

„Aber die...“, begann L. und brach dann höflich ab.

„Aber die liest doch niemand, wollten Sie das sagen?“

Wieder nickte L., wenn auch zögerlich. Der Chef der Vertreterkonferenz lachte.

„Wir machen uns darüber natürlich keine Illusionen. Aber darum geht es ja auch gar nicht, nicht wahr?“

„Natürlich“, sagte L. und ertappte sich gleichzeitig dabei nun ebenfalls *natürlich* gesagt zu haben.

Der Chef der Vertreterkonferenz fuhr fort, die Dinge auszuführen, von denen L. sich vage erinnerte sie auch in seinem Vertrag gelesen zu haben. Die drei simulierten Urlaube im Jahr, die ihm zur Verfügung standen, wozu ihm jedes Mal eine besondere Liste an Lektüreempfehlungen zusammengestellt werden würde. Die beiden Buchmessen, die jährlich stattfanden und zu deren Besuch er, natürlich, ein Sonderbudget zur Verfügung hatte, von dem er Hoteltickets, Eintrittskarten, Fahrtkosten und Bücher bezahlen konnte. Die Magazine mit Kritiken und Interviews, die für ihn abonniert worden waren und ihre Erscheinungsintervalle.

„In welchen Leserjursys sie nun Mitglied sind, die Information dazu liegt in einer speziellen Willkommensmappe auf, ich war so frei diese auf Ihrem Wohnzimmertisch zu hinterlassen.“

L. hatte ein Buch aus dem Regal genommen und begonnen, es durchzublättern. Er bemerkte den wohlwollenden Blick des Chefs der Vertreterkonferenz auf sich und schlug das Buch wieder zu, um nicht den Eindruck zu erwecken, er würde nicht zuhören. Freundlich lächelnd fuhr sein Gegenüber mit den Ausführungen fort:

„Zu allen großen Literaturpreisvergaben steht Ihnen ebenfalls ein...“

„... Sonderbudget zur Verfügung?“

„Genau“, lächelte der Chef der Vertreterkonferenz.

„Ich verstehe“, sagte L.

„Haben Sie noch Fragen?“, wollte der Chef der Vertreterkonferenz wissen, „Oder irgendwelche Wünsche? Sie müssen wissen, Sie sind für uns sehr wertvoll, das möchte ich betonen. Ihr Wohlbefinden ist für uns von größtem Interesse. Ohne Sie... ohne Sie...“

Dem Chef der Vertreterkonferenz fehlten die Worte.

„Ich glaube nicht“, antwortete L.

„Ach, das hätte ich beinahe vergessen“, fiel da dem Chef der Vertreterkonferenz ein. „Wir bieten drei verschiedene Shared-Reading Plattformen im Internet an, die regelmäßig Gewinnspiele und Leserunden veranstalten, für die sie sich bewerben können.“

L. verstand nicht.

„Ich dachte... ich dachte, ich bin der letzte?“

„Natürlich, das sind Sie, der letzte Leser in Deutschland.“

„Mit wem... Also wer ist dann außer mir noch auf diesen Plattformen?“

„Nun, da wäre zum einen die letzte LeserIN Deutschlands – sie ist zwar mittlerweile betagt, aber noch sehr aktiv, verweigert sozusagen ihre Pensionierung, eine großartige Frau. Wissen Sie, im Vertrauen, wir hätten ja immer gedacht, dass am Ende nur noch Frauen übrigbleiben würden, als Leserinnen, nachdem Frauen in der Leserschaft so lange in der Überzahl waren, natürlich, und jetzt haben wir Sie, und Sie sind ja erst 35 und bei bester Gesundheit, werden uns also hoffentlich noch lange erhalten bleiben... Aber zurück zu den Plattformen. Wir betreiben diese für den DACH-Raum, das heißt, sie befinden sich dort in der gu-

ten Gesellschaft einer Österreicherin und – stellen Sie sich vor! – drei Schweizern und einer Schweizerin.“

„Drei Schweizern?“

„Ja, tatsächlich. Drei Schweizern und einer Schweizerin. Ein gallisches Dorf der Leser, quasi, diese Schweiz. So, bevor ich es vergesse, das hier sind ihre Schlüssel.“

Der Chef der Vertreterkonferenz händigte L. den Schlüsselbund aus.

„Falls doch noch irgendwelche Fragen auftauchen sollten, kontaktieren Sie bitte meinen Assistenten, er ist persönlich für Sie zuständig. Scheuen Sie sich nicht! Es gibt noch einige Angelegenheiten, die Sie entscheiden müssen, wie oft der Gartendienst kommen soll, zum Beispiel, oder ob sie diese Arbeiten lieber selbst erledigen, das gleiche gilt für ihren Haushalt. Aber nun kommen Sie erst einmal in Ruhe an, und, falls sie sich danach fühlen, nehmen Sie ein Buch zur Hand und schmökern ein wenig.“

L. versicherte, er würde sicher gleich einmal in die Neuerscheinungen hineinsehen, er könne es kaum erwarten. Das freundliche Lächeln des Chefs der Vertreterkonferenz zerfloss freudig in die Breite.

„Darf ich Sie bis zur Tür begleiten“, bot L. an.

„Natürlich, Sie wollen jetzt sicher erst einmal allein sein, natürlich, entschuldigen Sie meine Aufdringlichkeit.“

Als sie an der Tür standen und L. die ihm entgegengestreckte Abschiedshand drückte, schien dem Chef der Vertreterkonferenz wiederum etwas einzufallen.

„Ach ja, wenn Sie so freundlich wären und am Ende jedes Monats an das pünktliche Ausfüllen aller Umfragen zu denken, die wir Ihnen zuschicken...“

„Umfragen?“

„Ja, Sie wissen schon, die übliche Marktforschung eben. Stand alles im Kleingedruckten. Aber keine Angst, alle unsere Fragebögen sind anonymisiert, wir benötigen lediglich ein paar demographische Daten, sonst wären Ihre Angaben doch nutzlos für die Statistik, nicht wahr?“

Kaum hatte er das gesagt und noch einmal zum Abschied strahlend die Zähne entblößt, war der Chef der Vertreterkonferenz auch bereits von L.s neuer Veranda verschwunden. Zurück blieb L. mit einem leisen: „Aber...“

Jahrestage

Heimito von Doderer (1896 – 1966)

Zum 125. Geburtstag und 55. Todestag

„Man muss schon sehr literaturaffin und ein gelernter Österreicher sein, um Doderer zu mögen“, sagte meine Mutter, eine Praktische Ärztin, wie man zu ihren Lebzeiten noch zu sagen pflegte, und, die es auf ihrem Grabstein zum Medizinalrat gebracht hatte, anlässlich jenes denkwürdigen Nachtmahls – in meiner Herkunftsfamilie, die ein wenig gespalten war, sagten Mutter und Linzer Großmutter mütterlicherseits „Nachtmahl“, während Vater und Innsbrucker Omi vom „Abendessen“ sprachen –, bei dem ich auf meine Nachmittagsbeschäftigung befragt, antwortete: „Ich habe begonnen „Die Strudlhofstiege“ von Heimito von Doderer zu lesen.“ Das muss 1968 gewesen sein, jenes denkwürdige 68er Jahr mit den Studentenrevolten, das an mir, denn damals war ich noch ein Mäderl, spurlos vorüber gegangen war. Doderer war da schon tot. „Das ist noch keine Lektüre für dich“, meinte meine Großmutter, während mein Vater mehr zu sich selbst sagte: „Des isch a a Nazi gwesen.“ Wenn mein Vater sprachlich vom Standarddeutsch ins Tirolerische switchte, wie das wohl heute genannt werden würde, bedeutete dies in meiner kindlichen Wahrnehmung, dass Vorsicht geboten war.

Mein um acht Jahre älterer Bruder, wandte noch ein, dass ich ohnehin die ganze Bibliothek – mein Bruder, immer auf der mütterlichen Seite sich befindend, später ist er dann auch Allgemeinmediziner geworden, sprach von Bibliothek, während mein Vater und ich Wohnzimmer mit Bücherwand sagten – rauf- und runterlesen würde, ob früher oder später, sei einerlei. Dann wandte sich die Familie den kulinarischen Dingen zu, denn auf gutes Essen wurde von allen gleichermaßen Wert gelegt.

Ich war die folgenden Wochen mit der „Strudlhofstiege“ beschäftigt, die mich tatsächlich verstandesmäßig altersbedingt überforderte. Trotzdem war die Lektüre so etwas wie mein literarisches Erweckungserlebnis.

In der Bücherwand standen folgende Werke von Doderer nebeneinander: Die schon genannte „Strudlhofstiege“, „Die Wasserfälle von Slunj“ und „Die Dämonen“, genau diese drei, „Die Merowinger“ und „Ein Mord, den jeder begeht“

sicher nicht. Letztgenanntes Werk habe ich mir gekauft und „Die Merowinger“ habe ich Jahre später bei einem Gewinnspiel vom „Wiener Journal“ gewonnen. Das „Wiener Journal“ hatte meine Mutter u.a. neben „Reader’s Digest“ abonniert, um „es“ im Wartezimmer ihrer Ordination aufzulegen, denn „Friseurheft-*ln*“ wollte sie nicht auflegen. Lektüremäßige Nutznießerin war hauptsächlich ich, behaupte ich.

Es erklang dieser Raum übrigens in einer seltsam hohlen und klagenden Weise wie eine Äolsharfe, wenn unten durch die lange und hier ganz gerade Gasse ein Straßenbahnzug rasch dahinglitt: denn das eine Ende eines quertragenden starken Kabels, daran die Leitungen hingen, war in der Ecke des Hauses verankert, dicht beim Zimmer des kleinen E.P. Nach dem Ort und dem Autor dieses Zitates wurde im Rätsel des „Wiener Journals“ gefragt, ich schrieb die Antwort: „Die Strudlhofstiege und Heimito von Doderer“ auf eine Postkarte, welche doch glatt gezogen wurde. Im Erkerzimmer meiner großmütterlichen Wohnung in der Linzer Waldeggstraße, war eine ebensolche Oberleitungsverankerung für die damals fahrende Straßenbahnlinie M, die es heute nicht mehr gibt, und auch die so geruhsam klingende Waldeggstraße ist eine Hauptverkehrsdurchzugsstraße in Linz, doch dies ist nicht Gegenstand meines Essays. Jedenfalls fand ich die himmlische Beschreibung jenes Geräusches durch Doderer so göttlich, dass ich einerseits künftig eigene schriftstellerische Ergüsse hervorbringen und andererseits pädagogisch tätig den Wert von Literatur als kostbares Bildungsgut anderen vermitteln wollte. „Wie des Kwietscht“, war die profane Aussage meines Vaters, wenn wir bei Großmutter zu Kaffee und Kuchen waren, „I muass jedes maoy wieda daschreckken.“

Es geht um Doderer, um nicht als provinziell schreibende Königin von blau-gelben Gartenzwerge – die schönste Adelung, die ich jemals von einem lebenswerten Literatenkollegen bekommen habe – ins Anekdotische abzugleiten, der banale Beleg: Im „Wiener Journal“ Nr. 31 vom April 1983 steht unterhalb von „Kreuz- und querweise“ folgendes: „Er war’s / neue Zeile / nämlich Heimito von Doderer / neue Zeile, darunter Gewinner / darunter der spaltenübergreifende Fließtext: Wie der Zufall so spielt: Unsere Sekretärin vornamens Doris zog zwei Gewinnerinnen ihres Vornamens: *Mag. Doris Gollé* aus Wien gewinnt den Theaterabend zu zweit, *Doris Kloimstein* aus Linz ein schönes Doderer-Buch.“ Das Buch, das mir per Post zugestellt worden war, für mich Doderers „humoristischstes“ Werk – bitte die Anführungszeichen beachten – und jenes, das lang ungelesen geblieben war, weil ich eigentlich den Theaterabend hätte gewinnen wollen: „Die Merowinger“.

Die Emailnachricht im Lockdown, vor jetzt schon wieder ein paar Monaten,

dass man anlässlich runder Geburtstage „was“ schreiben könnte, hat mich auf den u.a. genannten Namen Doderer „anspringen“ lassen, weil mein Bezug zu Doderer ein sehr intimer ist – mein liebenswerter Kollege (siehe oben) darf jetzt zu Recht die verkehrte Wortwahl aufgrund mangelnden literarischen Talents tadeln –, und ich in der Situation des eingesperrt Seins in den eigenen vier Wänden, eine gewisse Parallele zu Doderers russischer Kriegsgefangenschaft während und nach des 1. Weltkrieges zu spüren mir anmaßte. Ich fragte an, ob ich über den Doderer „was“ schreiben dürfte und die Antwort war ein Ja.

Der Lockdown wurde zu Doderer-Festspielen für mich, ob die Leserschaft der Geburts- und Sterbetagswürdigung in meinen Zeilen eine Spur von Festlichkeit zu entdecken vermag, entzieht sich meinem Einfluss. Der Literat ist immer ein in sich Gefangener, der Leser, wo auch immer er sich befindet, ist frei. (Auch bei Verwendung der maskulinen Schreibweise sind die Frauen immer mitgemeint.)

Zum Wesentlichen des Anlasses: Heimito von Doderer, am 5. September 1896 als Sohn eines Architekten in Weidlingau bei Wien (heute 14. Bezirk) geboren, lebte fast ausschließlich in Wien, 1916 geriet er in russische Gefangenschaft und kehrte erst 1920 zurück. Er studierte Geschichtswissenschaft und wurde erst spät mit ein wenig über 60 Jahren zum renommierten österreichischen Schriftsteller. Seit der Veröffentlichung seiner Hauptwerke „Die Strudlhofstiege“ (1951) und „Die Dämonen“ (1956) wurde er zum großen Österreicher der Literatur. Er war Mitglied des P.E.N.-Clubs, der ihn sogar für den Nobelpreis vorgeschlagen hatte, bekam 1958 den „Großen österreichischen Staatspreis für Literatur“. In der Ausgabe vom 5. Juni 1957 ernannte der „Spiegel“ den „Spätzünder“ Heimito von Doderer zum „Thronfolger für die verwaisten Kronessel der deutschen Literatur“. Er verstarb am 23. Dezember 1966 in Wien.

Vom Lockdown befreit, traf ich mich unlängst mit der Literatenkollegin Eva Jancak am Samstag-Markt in St. Pölten, ein eher weniger literaturträchtiger Ort, um mich am Bierstandl dennoch mit ihr literarisch auszutauschen. Von ihr erfuhr ich, dass es eine „Merowinger-Verfilmung“ gibt, bei der Elfriede Gerstl mitgespielt hatte, und den neuen Roman von Nadja Bucher „Die Doderer-Gasse oder Heimitos Menschwerdung“, in dem Doderer zehn Jahre nach seinem Tod als Mädchen wiedergeboren wird, in der Doderergasse in der Wiener Großfeldsiedlung lebend. Dieses Buch will ich als Lektüre auf meine Insel mitnehmen, jene *L'île lumineuse*, die Anne-Marie Méchain in ihren Gedichten besungen hat, und „Die Merowinger“ will ich dort nochmals lesen und dann exakt am 23. September nach Österreich retour fahren.

Doris Kloimstein

Fjodor Dostojewski (1821 – 1881)

Zum 200. Geburtstag – Dostojewskij und die russische Seele

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij hat die russische Seele und die ‚breite‘ russische Natur tiefer und genauer untersucht als jemals ein anderer russischer Schriftsteller. Sein obsessives Interesse an der Psyche speziell der Straftäter entwickelte sich während der Jahre seines sibirischen Martyriums. Wegen seines Kontaktes zu einem revolutionären Kreis in St. Petersburg war er zum Tod verurteilt worden, und im letzten Augenblick vor der Hinrichtung hatte ihn der Zar zu 4 Jahren Zwangsarbeit und 4 weiteren Jahren Militärdienst in Sibirien begnadigt.

Dort lebte er als politischer Sträfling unter Mördern und ging dem Rätsel des Verbrechens nach. Die Konfrontation mit den Straftätern wurde zur Initialzündung für die zentralen Themen in seinen großen Romanen. Wie wird man zum Mörder? Gibt es den geborenen Verbrecher? Er entdeckte, dass mancher Verbrecher ein starker Charakter war, dessen Stärke keine Entfaltungsmöglichkeit gehabt hat und deshalb auf Abwege kommen musste. Er erkannte die böse Tat als Verzweiflungstat eines Menschen, den seine Ohnmacht zur Raserei gebracht hatte. Schuld und Sühne, Verbrechen und Strafe, das Gewissen und der ‚innere Gerichtshof‘ (Immanuel Kant) – Nietzsche sagte, dass Dostojewskij der einzige Psychologe sei, von dem er etwas zu lernen hatte.

Dostojewskij hatte schon vor seiner Verurteilung mit dem Roman „Arme Leute“ großen Erfolg gehabt. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg entstanden die „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“. Darin schildert er mit protokollarischer Genauigkeit das Leben in der Katorga. Diese Aufzeichnungen sind gleichsam der Urtext zu seinen großen Romanen.

Die Übersetzerin Swetlana Geier nannte Dostojewskijs fünf große Romane – „Verbrechen und Strafe“, „Der Idiot“, „Böse Geister“, „Ein grüner Junge“ und „Die Brüder Karamasow“ – ihre fünf Elefanten. Der Film von Vadim Jendreyko hat uns die faszinierende Leistung und Persönlichkeit der ‚Frau mit den fünf Elefanten‘ nahegebracht.

Dostojewskij lebte in einer Zeit, die gesellschaftlich im Umbruch war, deren geistige Situation keine Werte mehr kannte und sich in einem sittlichen Vakuum befand. Der Adel war in Ausschweifung verkommen und ‚verwestlicht‘, es gab keine Vaterfiguren, keine Vorbilder, die Jugend blieb ohne Perspektiven. In fast allen Romanen sind junger Männer ohne Väter oder mit Vätern von charakterlicher Verdorbenheit die Hauptfiguren. Damals wurde die Literatur als bedeutende Einrichtung betrachtet. Man erwartete von ihr moralische und geistige Führung.

Dostojewskij ist einer der ganz großen Meister der Weltliteratur. Wem ist die Gestalt Raskolnikovs, der einen Mord um einer Idee willen begeht, nicht bekannt? Oder Fürst Myschkin, der Idiot, Epileptiker wie Dostojewskij selbst, der das Böse der Welt nicht erträgt. Oder die Brüder Karamasov und ihre Familientragödie archaisch antikischen Ausmaßes. Der Leser fühlte und fühlt nach wie vor weltweit den übermächtigen Willen in diesen Werken, Anwalt der Niedrigen und Beleidigten zu sein. Und er folgt gebannt den gnadenlos Wahrheit suchenden Analysen des Psychopathologen in seine düstere Welt, in der das menschliche Wesen in seiner Abscheulichkeit und seiner Heiligkeit, in seiner ganzen Breite erkannt wird. In der Welt Dostojewskijs ist das Böse darauf angewiesen, gewünscht zu werden, um Wirklichkeit werden zu können. Und die Tat, ob real ausgeführt oder nur geplant, verlangt nach Bestrafung nicht nur durch den weltlichen Gerichtshof, sondern durch den inneren Richter.

Dostojewskij liebte Russland, sein Lebenswerk über Schuld und Erlösung konnte nur dort entstehen, mit einer Ausnahme („Der Spieler“) handeln alle Romane in Russland, vorwiegend in St. Petersburg, wo er selbst lebte. Er glaubte an das russische Volk und seine spirituelle, welthistorische Mission, die Welt zu erlösen. Einige ausgedehnte Reisen in den Westen änderten nichts an dessen Ablehnung. Auch den Katholizismus lehnte er ab. Für ihn war das orthodoxe Christentum, das er missionarisch vertrat, die Rettung und Gegenkraft. In seiner berühmten Puschkin-Rede verband er seinen russischen Nationalismus mit einem Panhumanismus, mit einer universalen Bruderschaft der Menschen. Seine mit euphorischer Begeisterung aufgenommene Zukunftsvorstellung war, ... *dass ein wahrer Russe werden heißt: danach streben, endgültig Versöhnung in die europäischen Widersprüche zu bringen, der europäischen Sehnsucht den Ausweg zu zeigen in der russischen Seele, der allmenschlichen und allvereinenden, in sie mit brüderlicher Liebe all unsere Brüder aufzunehmen...* Diese Vision hatte Dostojewskij, nachdem sein letzter großer Roman, „Die Brüder Karamasow“, abgeschlossen war, kurze Zeit vor seinem Tod am 28. Jänner 1881.

Elisabeth Schawerda

Gustave Flaubert (1821 – 1880)

Zum 200. Geburtstag

Madame Bovary – c'est moi, soll Gustave Flaubert gesagt haben. Betrachten wir das Wirrwarr heutiger Diskussionen, darf ein Mann das sagen? Kann sich ein Mann in eine frustrierte Frau hineinversetzen? Da gibt es doch Animus und Ani-

ma. Aber genau genommen kann ich als weiße Frau mich auch nicht in die Figur einer farbigen Autorin hineinleben. Eigentlich sollte nur ein schwuler Schauspieler einen Schwulen geben. Und vielleicht war Mme de Bovary ja trans. Und..... und.....und..... Das Werk, das G. Flaubert Weltgeltung brachte, ist seine „Madame Bovary“. Zu Recht, will ich meinen.

Gustave Flaubert (1821-1880), sein Leben, das führt uns nach Rouen, wo er lebte und starb. Das Landhaus der Familie lag genau genommen in Croisset. Von seinem Arbeitszimmer aus hatte er den Blick auf die Seine. Als Sohn eines angesehenen Arztes – da gab es noch einen tüchtigen älteren Bruder – studierte er pro forma Jus in Paris, wurde vom Militärdienst befreit und beendete das Studium nach seinem ersten nervösen Anfall. Er begann früh, sich mit Literatur zu befassen, dazu kamen Reisen, so eine grosse Orientreise 1849.

Die Reisen haben den Dichter immer wieder zum Schreiben animiert. Obwohl wir wissen, dass er nervöse Störungen hatte, vielleicht auch Epilepsie, am Reisen hat es ihn nicht gehindert. In den Briefen an die Freunde während der Reise stellt er sich eher als mutigen Kerl dar. Er reitet auf dem Kamel, ist mit der Flinte unterwegs, weil er Hyänen jagen will, allerdings hat er dann das Gewehr nicht mit, als er ein Tier vor sich hat.

Wieder zu „Mme Bovary“, dem Roman, der das Leben des Landarztes Charles Bovary schildert und dasjenige seiner Ehefrau Emma, die durch Klosterschulziehung und romantische Romanlektüre geprägt, sich Großes von ihrem Leben erwartet, was nicht eintrifft. Sie ist total frustriert. Der gutmütige aber biedere Ehemann geht ihr auf die Nerven, das Kind gibt sie zur Pflege auswärts, die Liebhaber halten nicht, was sie versprechen. Da ist noch die Kaufwut, um die innere Leere zu füllen, daraus resultierend die Schulden. Schlussendlich begeht sie Selbstmord.

Als Emma die Oper „Lucia di Lammermoor“ hört, identifiziert sie sich mit dieser gefühlsmässig. *Emma dachte an ihren Hochzeitstag; sie sah sich zwischen den Getreidefeldern, auf dem kleinen Feldweg, der zur Kirche führte. Warum hatte sie sich damals nicht so widersetzt wie diese hier, unter Flehen und Weinen? ... war ihre Jugend noch nicht durch die Ehe beschmutzt und noch nicht enttäuscht durch den Ehebruch, hätte sie damals ihr Leben auf ein grosses, zuverlässiges Herz bauen können ... nie wäre sie von der Höhe ihres Glücks ‚hinabgeglitten‘.*

Wenn es ihr beschieden gewesen wäre, an der Seite eines Mannes zu leben wie mit dem Sänger der männlichen Hauptrolle, dann wäre das Leben spannend geworden. Aber wenn es wenigstens nicht in diesem Provinznest verlaufen wäre. Schon alleine die Stadt intensiviert das Leben (wo sie Leon, den Liebhaber treffen

wird). *Für Emma ging etwas Schwindelerregendes von dieser Maße dicht beieinander lebender Menschen aus, und es stiegen ihr fast die Tränen in die Augen, als ob die 120.000 Herzen, die dort unten schlugen, ihr alle auf einmal dem Hauch der Leidenschaft heraufsendeten, die sie in ihnen vermutete. Ihre Liebe wuchs in der Weite dieses Raums.*

Anregung zu diesem Stoff erhielt Flaubert durch den Arzt-Vater. Das Dorf Yonville im Roman kann man lokalisieren, es wird von Literaturjüngern aufgesucht. Nach Veröffentlichung des Romans wurde der Autor angeklagt wegen Verstoßes gegen Religion und Moral, er wurde jedoch freigesprochen. Die Zeitgenossen verstanden den Roman vielfach nicht. Sie stießen sich an Flauberts angeblicher Menschenverachtung in der Annahme, ein Dichter müsse nur positive Charaktere zeigen, ohne dass sie die Gesellschaftskritik dahinter entdeckten. Ich denke, die Hauptperson des Romans mit ihrem Lebenskel, mit dem Gefühl der Langeweile und Unausgefülltheit ist recht modern, gegenwärtig, heute, wo vermeintlich 100.000 Möglichkeiten bereitstehen, und man keine zu ergreifen vermag, sind genügend MMes Bovary anzutreffen. Beizufügen ist, dass Flaubert nicht nur die Mme Bovary war, sondern daneben ein fruchtbarer Schriftsteller.

Anders Émile Zola: „Das Erscheinen von Madame Bovary war eine Umwälzung für die gesamte Literatur. Es schien, dass die Technik des modernen Romans, auf die man im Riesenwerk Balzacs schon hie und da stossen konnte, in den vierhundert Seiten eines einzigen Buchs klar umrissen und formuliert worden war. Die neue Kunst hatte ihre Grammatik gefunden.“

Ich möchte auf weitere Werke Flauberts hinweisen, wie „Die Versuchung des Heiligen Antonius“, „Salambo“, „Die Schule der Empfindsamkeit“ und vor allem auf den wundervollen Roman „Bouvard und Pécuchet“, sein Spätwerk posthum erschienen 1881, der mich oft schmunzeln ließ. Flaubert schrieb jahrelang daran, er habe 1500 Bücher zur Vorbereitung gelesen, verkündete er. Es handelt sich um eine Art Schelmenroman.

Die beiden ‚Biedermänner‘ begegnen einander auf einer Parkbank am Kanal St. Martin in Paris. Als Bouvard eine Erbschaft macht, geben beide den Brotberuf als Kopisten auf. Sie beschäftigen sich nun mit diversen Experimenten und pseudo-wissenschaftlichen Erörterungen. Zuerst einmal kaufen sie ein Landgut in der Normandie und versuchen es mit Weizenanbau. Die Ratschläge aus den Büchern helfen wenig. Dann geht es um die Gestaltung der (kitschigen) Gartenanlage. *Am nächsten Morgen beim Erwachen erlebte Bouvard eine Überraschung. Die beiden ersten Taxusträucher der grossen Allee (die am Abend zuvor noch kugelförmig gewesen waren) hatten die Gestalt von Pfauen und ein kleines Horn mit Porzellanköpfen bil-*

dete den Schnabel und die Augen. Pécuchet war bei Tagesanbruch aufgestanden und hatte, zitternd vor Angst, dabei entdeckt zu werden, die beiden Büsche nach den Bildbeilagen von Dubouchet beschnitten. Seit sechs Monaten ahmten die nachfolgenden Sträucher mehr oder weniger gelungene Pyramiden, Würfel, Zylinder, Hirsche und Sessel nach, aber nichts konnte es mit den Pfauen aufnehmen. Bouvard anerkannte es mit grossen Lobeshymnen. Das Tor zu den Feldern war mit einer Gipsschicht bedeckt, auf der sich in schöner Ordnung fünfhundert Pferdeköpfe aneinanderreiheten, Darstellungen von Abdel-Kader.

Scurriler geht's nicht mehr. Sie erscheinen dem Leser gar nicht so unsympathisch, die beiden. Sie agieren wie Kinder, der Misserfolg tut nicht weh, man versucht es mit dem nächsten Gebiet, dilettantisch. Man nimmt sich die Chemie vor und gesundes Essen, dann kommt die Gesteinskunde, die Archäologie. Februar 1848 pflanzt man überall Freiheitsbäume. Bouvard spendet auch einen. Dann werden diese wieder abgerissen. Mit der Liebe haben die beiden auch kein großes Glück. Sie versuchen es mit dem Tisch-Rücken und Magnetismus und wollen Menschen heilen. Dann kommt die Religion an die Reihe. Mme de Noaris versucht Pécuchet religiös zu beeinflussen. *Niemand kannte so wie sie alle Rosenkränze.... Ihre Uhr wurde von einer Kette gehalten, die die Fesseln des heiligen Petrus berührt hatten. Unter ihren Berlocken funkelte eine Goldperle, eine Imitation derjenigen in der Kirche von Allouagne, die eine Träne unseres Herrn enthält. Ein Ring an ihrem kleinen Finger umschloss Haare des Pfarrers von Ars. Sie brachte ihre Zeit damit zu, Briefe zu schreiben, die Armen zu besuchen, wilde Ehen auseinanderzubringen.* Schlussendlich wollen die beiden Pädagogen sein.

Im Lauf der zehn Kapitel haben sie alles ausprobiert: Landwirtschaft und Gärtnerei, Chemie und Medizin, Geologie und Astronomie, Archäologie, Historiographie, Literatur, Politik, Gymnastik, Magie, Philosophie, Mystik, Pädagogik. Das ganze enzyklopädische Wissen der Zeit wird vor uns ausgebreitet. Das Buch ist wohl als Satire auf das menschliche Wissen zu verstehen. So wie bei Mme Bovary wird auch hier Flauberts Zentralthema, die menschliche Dummheit (die beiden Biedermänner lernen nie dazu) vorgeführt. Die beiden Akteure sind gleichzeitig komische und tragische Figuren. Die menschliche Dummheit sei ein bodenloser Abgrund, der Ozean schein ihm im Vergleich dazu klein, so Flaubert.

Der Autor, der so viel recherchiert hat, stellte sich die Frage, ob vor dem Hintergrund der Einzelwissenschaften überhaupt noch Erkenntnis möglich sei. Was würde Flaubert von der heutigen Welt sagen? Jean Paul Sartre hat ein ca. 4000 Seiten dickes Buch über Flaubert verfasst „L'idiot de la famille“. In diesem Konvolut aus Fiktion und Wahrheit, Philosophie und Literatur und einer Fülle von

Hypothesen will sich Sartre dem Autor nähern, indem er in ihm einen puren Neurotiker vermutet.

Christa Maria Till

H. G. Wells (1866 – 1946)

Zum 75. Todestag

Der bedeutende englische Schriftsteller und Dichter Herbert George Wells starb am 13. August 1946 in London. Der folgende Versuch einer Würdigung kann angesichts des Umfangs des Werkes und der Vielschichtigkeit der Persönlichkeit des Dichters und Menschen Wells einerseits nur sehr partiell sein, andererseits ist er notwendigerweise subjektiv. Es ist vielleicht ein guter Ansatz, zur Würdigung eines der vergangenen Großen, jenes herauszustreichen, was für uns Gegenwärtige und insonderheit für Künstler, für Schriftsteller von wesentlicher Bedeutung sein könnte und dieses sehr konkret zu sagen. Lässt sich solches finden, dann ist es wohl ein Ausdruck praktischer Wertschätzung, der ihm – Wells – vermutlich gefallen hätte.

Der folgende biographische Überblick ist dem einleitenden Text eines seiner Bücher („The Time Machine“, Vintage Classic Library) entnommen und von dort übersetzt: *Nach einer Erziehung, die durch die finanziellen Probleme der Familie wiederholt unterbrochen wurde, fand er Arbeit als Lehrer in einer Reihe von Schulen, wo er begann, seine ersten Geschichten zu schreiben. Wells entwickelte sich zum fruchtbaren Schriftsteller (prolific writer) mit einem vielfältigen Output, dessen berühmte Werke seine science fiction Geschichten sind ... Die meisten seiner Bücher wurden sehr gut aufgenommen und hatten einen riesigen Einfluss auf viele jüngere Schriftsteller einschließlich George Orwell und Isaac Asimov. Wells schrieb auch viele populärwissenschaftliche Sachbücher und wendete sein Schreiben darauf an, den weiten Umkreis politischer und sozialer Themen zu unterstützen, an denen er Interesse hatte. Zweimal verheiratet hatte er viele Liebesaffären, einschließlich einer zehnjährigen Liaison mit (der Schriftstellerin) Rebecca West, aus der ein Sohn hervorging...*

Also ein reiches, der näheren Beschäftigung sicher wertvolles Leben. Hier sei – in der angegebenen beabsichtigten Art der Würdigung – auf das Buch „A Short History of the World“ eingegangen. Es wurde für den Rezensenten eines seiner wichtigen Bücher und ist es geblieben. Insbesondere aus ihm geht vieles hervor, was die lebendige Bedeutung H.G. Wells ausmacht oder ausmachen könnte.

Dazu in Stichworten, da der beschränkte Raum eine breitere Ausführung nicht erlaubt – und ohne besondere Ordnung.

Wells war Autodidakt, auch naturwissenschaftlich gut gebildet, insbesondere Biologie, Evolutionstheorie. Er war Sozialist, gehörte – wie etwa Keynes – den Fabiern an, war Atheist und Agnostiker. Dabei schrieb er ein sehr schönes Kapitel über die Ursprünge des Christentums, Kapitel 37: „The Teaching of Jesus“. Er war sozial und politisch stark interessiert und engagiert. Er kam zusammen u.a. mit Churchill, der ihn schätzte, insbesondere auch das obige Buch, mit Gorkij, über diesen mit Lenin, hatte als Journalist ein Interview mit Stalin. Er war stark wissenschaftlich orientiert: seine Hervorhebung des Roger Bacon etwa in obigem Buch zeigt das. Er war sehr innovativ in der Vorhersage technologischer Entwicklungen. Er war ein „Proletarier“ in seiner Einstellung gegen das Schädliche und Hemmende an den Kirchen und an der Aristokratie, der „princelings“, wobei er auch deren unzweifelhafte Positiva sieht und veranschlagt. Zugleich – „Proletarier“ – lebte er selbst infolge der späten großen schriftstellerischen Erfolge einigermaßen auf großem Fuß mit Villa in Frankreich, hoher internationaler Mobilität, und illustren Bekanntschaften, etwa Paulette Goddard u.v.a.

Der Interessierte kann sich die Daten – wenn auch nur um einen direkteren Eindruck zu bekommen – ganz leicht über das Internet verschaffen. Wells geschichtliche Orientierung, das zeigt das Buch – war umfassend. Das Buch bezieht die geologisch-biologische Vorgeschichte ein. Es zeigt einen kritischen Optimismus. Mit dem Auftreten Hitlers in den späten und letzten Lebensjahren und dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und der von Wells vorhergesehenen Atombombe wurde der Optimismus stark beeinträchtigt. Wells war Kosmopolit, unterstützte die Idee einer Weltregierung in der eher realisierbaren Form vernetzter Organisationen wie WHO, ILO... (Gesundheit, Arbeit). Die positive Zugesamtheit zum globalen Menschenschicksal ist etwa spürbar, wenn er in dem zitierten Buch, Kapitel 29, den so humanen und sozial-innovativen indischen König Asoka (3.Jh. vor Chr.) besonders hervorhebt. Das Buch ist nach Meinung des Rezensenten eine wertvolle, ermutigende, sowohl realistisch als auch optimistisch stimmende Lektüre. Das werde – obwohl es schwerfällt, hier irgendetwas vorzuziehen – durch die Titel dreier sukzessiver Kapitel belegt, die als für den modernen Leser als besonders lesenswert erscheinen, auch kann man sie mehrmals lesen und „immer wieder lesen“, Kapitel 57: „The Development of Material Knowledge“, Kapitel 58: „The Industrial Revolution“, Kapitel 59: „The Development of Modern Political and Social Ideas“.

Es ist schade, dass hier der Raum fehlt, auf die Vorzüge dieser nüchternen, realistischen, originellen und völlig unpräzisen Darstellungen näher einzugehen.

Der Rezensent möchte nun mit einem konkreten praktischen Hinweis zum Schluss kommen, der einerseits Wells im Originalton zeigt, andererseits vielleicht

gerade für kreative künstlerisch produktive Menschen einen Hinweis geben kann. In Kapitel 57: „The Development of Material Knowledge“ steht: *The artist and the adapter have still hardly begun, to work with the endless variety of substances now at her disposal. Und A new gigantic material framework for human affairs has come into existence. Clearly it demands great readjustments of our social, economic and political methods...*

Und wie kann man das heute, fünfundsiebzig Jahre nach dem Ableben des so praktischen Visionärs Herbert George Wells sehen? Sehen Sie in Google nach, schauen Sie in YouTube hinein: was sind die neuen „Materialien“ – gesehen als Gestaltungselemente, Gestaltungsstoffe und Gestaltungsverfahren des Künstlers? Sie sehen viel Physik, viel Mathematik, auch Biologie, Chemie – natürlich neben Politik, Show, Sex, Kunst von früher und mehr oder weniger billiger Unterhaltung – circences und Werbevorwände eben. Sie sehen viel Atom und viel Welt-raum: Quanten, Quantencomputer, Künstliche Intelligenz, Robotik, Supraleitfähigkeit, Materialien in neuen Aggregatzuständen, Quarks und Quasare, Modelle wie Singletons, Instantons, strings und superstrings und banes, schwarze Löcher, weiße Zwerge. Eine umfangreiche weltweite, sich wechselseitig befruchtende wissenschaftliche Forschung ist da tätig – mit der mindestens Verdreifachung der Erdbevölkerung seit Wells Tod 1946 in London werden sich ja auch die Forscher seit damals mindestens verdreifacht haben!

Das sind die neuen „Materialien“! Vor allem aber sind es Modelle, Ideen, Denkart, Gestaltungsstoffe und Gestaltungsanleitungen auch für das „moderne“ Kunstwerk, auf die einen Blick zu werfen und sie als Ideengeneratoren zu nützen, für den kreativen Innovativen das Gestalten und die gestalten Wollenden sich vielleicht, ja sehr wahrscheinlich, lohnt! – Was würde Wells sagen, würde er das, könnte er das „mit eigenen Augen“ sehen?! Hätte er Anlass, heute optimistischer zu sein? Vielleicht versteht man Gegenwart und nähere Zukunft besser, wenn man die fünfundsiebzig Jahre zurückgeht. Wells verlässt man mit einem Bedauern.

Josef Wagner

Carl Zuckmayer (1896 – 1977)

Zum 125. Geburtstag

Wie beginnen mit dem Versuch einer Würdigung des bedeutenden Dramatikers und wunderbaren Erzählers?

Geboren am 27. Dezember 1896 in Nackenheim am Rhein. Da fiel mir ein Satz von Goethe ein, aus dem Vorspiel zu Faust I: *Greift nur hinein ins volle Menschenleben!* Zuckmayer hat die Fülle des Lebens in Rollen gestaltet, die von den Schauspielern – und es waren etliche ganz große dabei – mit Begeisterung gespielt wurden. Er hat das Volksstück um Komödiantik und Tragik unendlich bereichert, hat Geschöpfe geschaffen, von denen einige unsterblich geworden sind.

„Als wär's ein Stück von mir“, Horen der Freundschaft, seine höchst spannenden Memoiren, die ein Welterfolg wurden, verraten vermutlich mehr als alle anderen längst zur Legion angewachsenen Publikationen über den Menschen Carl Zuckmayer und die Genesis seiner Schöpfungen. Sie beginnen mit dem Satz *Wo ist man daheim?* Hatte doch Zuckmayer mehrmals sein Domizil gewechselt, nach seiner Austreibung aus Deutschland wechseln müssen.

Selbst geschaffene, selbst erwählte Heimat war für ihn zunächst das Haus Wiesmühl in Henndorf bei Salzburg, er hat es als sein Paradies bezeichnet. Der heute fast vergessene Dichter und Dramatiker Richard Billinger, von dem 1926 ein Gedichtband erschienen war, hatte die Mühle und ihre Umgebung verwunschen und märchenhaft Zuckmayer beschrieben, der Wiesmühl dann umgehend erwarb.

Zuckmayer erzielte im Dezember 1925 mit dem in Berlin im Theater am Schiffbauerdamm uraufgeführten „Der fröhliche Weinberg“ seinen großen Durchbruch, er wurde zum meist gespielten deutschen Dramatiker. Dem war eine Tätigkeit als Dramaturg und die Uraufführung des wahrscheinlich zu Recht vergessenen Erlöserdramas „Kreuzweg“ vorausgegangen. „Schinderhannes“, im Oktober 1927 am Lessing-Theater in Berlin uraufgeführt, die Moritat vom Räuberhauptmann Johannes Bückler, der in der Zeit der napoleonischen Truppen zwischen Mainz und Koblenz die Reichen bestiehlt und den Armen hilft und schließlich öffentlich hingerichtet wird, gerät gleichfalls zu einem durchschlagenden Erfolg. Zuckmayer hebt in seinen Memoiren vor allem die zutiefst berührende Darstellungskunst von Käthe Dorsch hervor, die das Julchen, die Lebensgefährtin Bücklers gespielt hat. „Schinderhannes“ bereits 1927 verfilmt, erobert auch 1958 die Leinwand mit Curd Jürgens in der Titelrolle.

Zuckmayer war ein leidenschaftlicher Zirkusfan. Im Dezember 1928 gelangte sein Seiltänzer-Stück „Katharina Knie“ im Lessing-Theater in Berlin zur Uraufführung. Die Schilderung der Geschehnisse vor der Premiere gehört zum amüsantesten in Zuckmayers Memoiren. Der Schweizer Zirkus Knie war schon damals ein weltberühmtes Unternehmen und ist es bekanntlich bis heute. Die vier Brüder Knie, *vier Riesen in soignierten Anzügen*, kamen widerwillig und mit herablassender Distanz zu einer Stückprobe, vor allem mit Rücksicht auf Albert Bassermann. Der legendäre Schauspieler stellte Vater Knie dar. Nach Ende der Probe vernahm Zuckmayer ein Schluchzen und Schnauben. Die Herren, die nicht nur Pferde, sondern auch Elefanten, Tiger und Eisbären vorführten, wurden ihrer Rührung nicht Herr, konnten nicht glauben, dass Bassermann ihren Vater nicht gekannt habe. Zwischen Zuckmayer und der Familie Knie entstand eine lebenslange Freundschaft. 1936 wurde das Stück, das einen Siegeslauf über die Bühnen genommen hatte, in Zürich im großen Chapiteau des Circus, wieder mit Bassermann mit großem Erfolg aufgeführt.

1930 gelangte Josef von Sternbergs Film „Der blaue Engel“ zur Uraufführung. Zuckmayer hatte nach Heinrich Manns „Professor Unrat“ Szenario und Dialoge geschrieben. Als Mitarbeiter müssen aber auch Karl Vollmoeller und Robert Liebmann genannt werden. Marlene Dietrich in der Rolle der Tingeltangel-Tänzerin, dieser Inkarnation der „Femme fatale“, wurde durch diesen Film weltberühmt. Emil Jannings verkörpert den letztlich tragisch zusammenbrechenden Gymnasialprofessor. Auch die kleinen Rollen sind mit Stars besetzt. Wie mit Hans Albers, Rosa Valetti und Kurt Gerron, der als Jude später von den Nazis ermordet wurde. Friedrich Holländer schrieb die unvergesslichen Chansons wie „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt.“ u.a.m.

Zuckmayers vielleicht berühmtestes Werk „Der Hauptmann von Köpenick“, die Geschichte des vorbestraften Schusters Wilhelm Voigt, gelangte im März 1931 am Deutschen Theater in Berlin zur Uraufführung. Die hintergründige Tragikomödie mit ihrer grotesken Glorifizierung der Uniform, ihrer Lächerlichmachung des Militarismus und Untertanengeistes, und ihrer Anklage des unmenschlichen Bürokratismus, zählt zweifellos zum Stärksten, was auf dem Gebiet des kritischen Lustspiels geschrieben wurde. Thomas Mann hatte nach dem Besuch der Aufführung das Stück als die beste Komödie der Weltliteratur seit Gogols Revisor bezeichnet.

Als Vorahnung der Machtergreifung der Nazis wurde, in dem von Goebbels redigierten „Berliner Angriff“, Zuckmayer mit dem Zuchthaus gedroht und viel anderes mehr.

Der geniale Werner Krauß, der bei der Uraufführung den Wilhelm Voigt gegeben hatte, spielte diesen u.a. auch in der Uraufführung im Burgtheater im Ausweichquartier des Varieté Ronacher. Premiere im Oktober 1950. Den Protagonisten des Stückes haben seit der Uraufführung etliche bedeutende Schauspieler verkörpert, wie beispielsweise Heinz Rühmann in der bekannten Verfilmung.

Die Nationalsozialisten haben im Frühjahr 1933 die Aufführung der Werke Zuckmayers verboten. Hindenburg berief Hitler am 30.1. d.J. zum Reichskanzler. Der 1939 ausgebürgerte Zuckmayer emigrierte mit seiner Frau und der damals elfjährigen Tochter – aus Verehrung für Karl May Winnetou genannt – in die U.S.A. Michaela, die ältere Tochter, war in England geblieben, wo sie noch eine Schule zu absolvieren hatte.

Es folgten einige berufliche Versuche u.a. in Hollywood, das ihn anekelte – er sollte einen Don Juan Film für Errol Flynn schreiben, was er ablehnte. Er wurde Pächter einer Farm in Barnard in Vermont, einem der Neuengland-Staaten. Über diese Zeit schreibt Zuckmayer, wie immer, sehr spannend.

Ernst Udet, einer der erfolgreichsten Jagdflieger des ersten Weltkrieges, war ein Freund Zuckmayers. In seinen Memoiren erinnert sich der Schriftsteller an seine letzte Begegnung mit ihm 1936 in Berlin. Udet sagte damals zu ihm: *Geh' in die Welt und komm' nie wieder. Hier gibt es keine Menschenwürde mehr.* Im Dezember 1941 berichteten auch amerikanische Zeitungen, dass Generaloberst Udet, Generalluftzeugmeister der Wehrmacht, beim Ausprobieren einer neuen Waffe tödlich verunglückte und ein Staatsbegräbnis erhalten habe. Tatsächlich hatten ihn Hitler, Göring und Generalfeldmarschall Milch für die Krise der deutschen Luftwaffe, die durch den Mehrfrontenkrieg total überfordert war, für Fehlentscheidungen in der Flugzeugproduktion verantwortlich gemacht. Worauf Udet Selbstmord beging. Zuckmayer schreibt in seinen Memoiren wie er an einem Herbstabend im Jahr 1942 zu seiner Farm ging, und auf einmal stehen blieb und laut sagte: „Staatsbegräbnis“. Es ist das letzte Wort in seinem Drama „Des Teufels General“, uraufgeführt am 14. Dezember 1946 im Schauspielhaus Zürich. Keinem in der Nachkriegszeit gespielten deutschen Drama war eine derartiger sensationeller Erfolg beschieden, keines hat eine derartige Flut an Diskussionen ausgelöst. Der Protagonist Fliegergeneral Harras ist Gegner des nationalsozialistischen Regimes, was im Übrigen fast alle erfolgreichen Kampfflieger waren. Harras dient diesem ihm verhassten Regime, weil er dem Fliegen verfallen ist. Er geht an dem schweren Konflikt zu Grunde, und begeht Selbstmord, in dem er mit einer durch Sabotage tödlichen Maschine fliegt, und ein Staatsbegräbnis erhält.

Im Burgtheater im Ausweichquartier Ronacher spielten 1948 unter der Re-

gie von Max Paulsen Ewald Balsler den General Harras, Heinz Moog seinen Gegenspieler, den gespensterhaften Kulturleiter Dr. Schmidt-Lausitz, Albin Skoda den Chefingenieur und Saboteur Oderbruch, Oskar Werner den sensiblen jungen Fliegerleutnant Hartmann, Gusti Wolf die in Harras vernarrte und intrigante BDM-Führerin Waltraud von Mohrunen, Pützchen genannt, und Paula Jucker die junge Diddo, Harras letzte Liebe. In der ausgezeichneten Verfilmung von Helmut Käutner 1953 spielte Curd Jürgens die Titelrolle.

Der Dramatiker Zuckmayer, und das zeigen vor allem „Der Hauptmann von Köpenick“ und „Des Teufels General“, ist mit verschwenderischem Talent überaus kritisch in Geschehnisse der deutschen Geschichte eingedrungen.

Ob seiner Theaterstücke, von denen hier nur einige herausgegriffen wurden, darf der Lyriker und fabulierfreudige Novellist nicht vergessen werden. Dessen Erzählungen gehören zum Besten, was diesbezüglich in der deutschsprachigen Literatur geschrieben wurde. Zwei der Erzählungen seien herausgegriffen, „Der Seelenbräu“ als eine Art Beschwörung des verlorenen Paradieses Henndorf, Schauplatz eines Generationenkonfliktes, Widerstreit zwischen dem Alten und dem Neuen. Ein Rückgriff auf die heitere rustikale Idylle. Die Erzählung wurde 1949 unter der Regie von Gustav Ucicky verfilmt.

Verfilmt wurde auch 1960 durch William Dieterle die 1959 erschienene Erzählung „Die Fastnachtsbeichte“. Zur Erleichterung ihres schlechten Gewissens gingen Sünder in manchen rheinischen Städten auf den alten Brauch der Fastnachtsbeichte zurück. Die verwickelte, bisweilen unheimliche Erzählung ist von enormer Spannung getragen. In ihr sind Elemente des Kriminal-, des Liebes- und des Abenteuer-Romanes verschmolzen.

Carl Zuckmayer war 1946 zunächst als Beauftragter der amerikanischen Regierung nach Deutschland gekommen. Er lebte seit 1958 in der Schweiz in seinem von Bergen umgebenen schönen Haus in dem Walliser Dorf Saas-Fee. Zuckmayer ist am 18.1.1977 gestorben.

Gerhard Eberstaller

Rezensionen

Zdenka Becker

Ausgewählte Gedichte.

Mit einem Vorwort von Erika Kronabitter

Podium (Podium Porträt 1 | 2), Wien 2021, 64 Seiten. Euro 6,-

ISBN 978-3-902886-61-3

Hölderlin: „Wo die Gesänge wahr, und länger die Frühlinge schön sind, // Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt.“
(Ende von Menons Klage um Diotima)

Nachdem ich die Gedichte von Zdenka Becker gelesen habe, habe ich den Geschmack einer Farbe im Mund, auf der Zunge. Rot, unbeirrbar, satt leuchtend.

Die Gedichte tragen meistens eine Überschrift, kein Datum.

Man taucht in eine rhythmisierte Wortbewegung ein. Beeren und Brustwarzen, die in den Mund wandern (sollen) gehören benannt, weil es die Obstschale hergibt. *eine erdbeere für dich... / und du streichelst unentwegt die kirschkerne...* (Seite 19)

Oder die Natur im Beet neben dem Rasen, ungemäht!

So lässt sich der Alltag an-mutig leben, indem man die Früchte benennt. Sie in Hebung und Senkung einbettet und das Auslassen als Zwischentext lebt.

Anders ließe es sich nicht erklären, wenn zum Schluss offenbleibt, ob die Gänseblümchen im hohen Gras erröten oder deren Kahlschnitt das Äquivalent zur Ratio herstellen und damit die Frage aufwerfen, neben anderen, nämlich die zwischen der Struktur der männlichen und weiblichen Chemie: *du sagst / der rasenmäher / geht schon wieder nicht / und ich sage / es ist / mai* (Seite 31)

Denn am Ende wird es Tomaten geben, die man teilt, Sorte Cherry, sie gedeihen über passende Zeiten. Die Zeit ist es – solange es Erdbeeren, Tomaten gibt und die stets nachwachsende Lust an Beeren, ungestillt, die zwischenmenschliche Verhältnisse in diesen Gedichten flektieren. Zeitenthoben? Jedoch voller konkreter Erinnerung? *Mali losinj: unsere füße / umspült vom schaum...* (Seite 31)

Liebesgedichte als Andichtung. Erotik als Schönheit der Lust. Nicht mutig, nicht harmlos, sondern selbstverständlich. Die Jahreszeiten sind dabei längst aufgehoben.

Diese Gedichte von Zdenka Becker könnten jenen Paaren insinuiieren, die ein Gespräch von Angesicht zu Angesicht scheuen, gar als Belastung empfinden.

Das Hohelied fällt uns dazu ein und Martin Buber, der das Ich durch das Du formen lässt.

Dann bliebe noch das Tempo: das Herz sollte ein bisschen schneller schlagen, peu a peu. Und die schönsten Jahre dauern ewig.

Mechthild Podzeit-Lütjen

Katrin Bernhardt

Auf bittere Haut geschrieben

Lyrik

editon lex liszt 12, Oberwart 2013. 92 Seiten. Euro 14,-
ISBN 978-3-990160503

Ein kleinformatiges, broschiertes Büchlein, sorgfältig gestaltet und mit einem Titelbild des Künstlers Josef Bernhardt versehen: Das ist der bereits im Jahr 2013 veröffentlichte Lyrikband von Katrin Bernhardt, die 1982 geboren wurde und in Wien und im burgenländischen Forchtenstein lebt. Das auf dem hinteren Buchdeckel abgedruckte Gedicht ist zugleich Einführung und Programm: *Geflügelt die Worte der letzten Zeit / als kämen die Geister jeher / und machten mich sprachlos / Geschliffen das Glas zur Messers Schneide / Die über den Tod Sprechenden / haben ihn nie gefühlt*

Katrin Bernhard verwendet freie Rhythmen in strophenlosen Gedichten, die keine Titel tragen, sondern lediglich mit einer Initiale loslegen. Einzelne längere Texte sind jedoch in Abschnitte strukturiert. In den meisten Gedichten werden Satzzeichen ausgespart, allerdings beginnen offensichtlich neue Sätze mit einem Großbuchstaben.

Manches erzeugt einen gefühlvollen, geradezu idyllischen Rahmen, *Nebel aus den Wäldern* (Seite 61), *Den Sonnenaufgang geschaut / den Mond geküsst und gestreichelt / das Lächeln ans Fenster gehaucht / dem Kaktus ›Gute Nacht‹ gesagt / (...)* (Seite 68); doch häufig reißt ein abrupter Verweis auf die Vergänglichkeit und die Unbill des Lebens Leserinnen und Leser aus der heimeligen Szenerie: (...) *In den Wipfeln der Bäume / Im Gras unter dem Schnee / Tod (...)* (Seite 60) oder

Verlegenheitskratzer am Rande der Erkenntnis / Totenstille / schnürt mir die Kehle ab (Seite 15). Dabei sind es zumeist die gewählten Worte, die einen frohen ersten Eindruck in Enttäuschung, Bitterkeit oder gar Schmerz wandeln.

Luftig / Dein weiches Bild / wird irreal / Ein Gedankenzug ausgelöscht / Irreal dein Haar / irreal deine Augen / Deine Schritte verhallen / In meiner Seele bleiben / die Abdrücke (Seite 40)

Momentaufnahmen, Eindrücke und Gefühle. Aufwühlende Sätze wie *Ich schneide mir die Pulsadern auf / und ziehe die alte Hand / wie einen Handschuh ab* (Seite 48) oder *Dahingesprengt das Blut. / Die Haut in kleinen Fetzen vom Fleisch lösen* (Seite 74). Bilder und Metaphern kommen sehr direkt und manchmal brutal daher. In gewisser Weise spiegeln sie dadurch die Wirklichkeit, die das Schöne, Angenehme, Idyllische oft nur vorgaukelt, während dahinter Leid und Tod lauern.

Das folgende Gedicht erinnert mich in vielfacher Weise an die ausdrucksstarken und symbolhaften, mit zahlreichen Anspielungen an Biblisches und die jüdische Lebenswelt versetzten Verse von Paul Celan:

Nachtwende / Das jüdische Haus ist nicht mein / Und während das Schaben nicht still / kratzt er mir die Augen aus / Sei gelobt / auch wenn du mich befremdest / denn fremd ist die Wahrheit / und voller Wahrheit ist das Kind (Seite 49)

„Auf bittere Haut geschrieben“ verspricht eine fesselnde, aber aufwühlende Lektüre, in der sich die Autorin Katrin Bernhardt kein Blatt vor den Mund nimmt. Herausgegeben von edition lex liszt 12 als ästhetischer, handlicher Lyrikband.

Klaus Ebner

Irene Diwiak

Liebweis

Roman

Deuticke Verlag, Wien 2017. 336 Seiten. Euro 22,90,-

ISBN 978-3-55206-347-1

Der Roman spielt fast vollständig in den 1920er Jahren und „lebt“ demgemäß von sozialen Unterschieden einer Lebensweise des einfachen Volks und einer gehobenen Mittelschicht. Der – durchaus anregende – Titel „Liebweis“ bezieht sich einerseits eingangs auf ein völlig vergessenes Bauerndorf, in dem ein dorthin verschlagener Lehrer musikalische Talente aufspürt; andererseits wird er viel später

Nachnamens-Synonym einer von dort stammender, gefeierter Sängerin namens Gisela. Doch das ist nur die halbe Wahrheit: sie wird nämlich nur ihrer Schönheit wegen ausgewählt und vermag kaum zusammenhängend richtige Töne zu artikulieren. Dementsprechend komplex verläuft ihre anschließende Anwesenheit in der Großstadt. Ihr Entdecker, Witwer einer Operndiva, nimmt sie auf; immer mehr Gruppen treten hinzu: eine nur bedingt ihrem Thema huldigende Musikliebhabergruppe, ein heruntergekommenes privates Konservatorium, eine im Persönlichen etwas überkandidelte Unternehmerin, ein Möchtegern-, sich vor allem selbst inszenierender, Komponist, der die äußerlich blasse Unternehmertochter ehelicht. Einen gewissen Kulminationspunkt stellt die Uraufführung einer Oper (vom Tonkünstler, der sträflich heimliche Arbeiten seiner Gattin verwendet) dar, in der die „Gräfin der Stille“ (verkörpert durch Gisela) eben fast nicht singt. Was immerhin einen – allerdings weitgehend flüchtigen – Ruhm mit sich bringt. Der auf Sand gebaute Erfolg führt zu neuerlicher Vereinzelung des Geschehens in Gruppierungen und Szenen, teilweise in geänderter personeller Kombination, teilweise mit weiteren Akteuren, verbunden mit neuerlichen scharfen Streiflichtern auf die Gesellschaft. Während seinerseits der Epilog einen alles andere als stringenten Zeitsprung zum Jahr 1943 beinhaltet, wohl einerseits, um in dunstiger Burleske die Vergänglichkeit von Größe zu illustrieren, andererseits – nachdem die Handelnden ganz dieselben blieben – wohl, um wenigstens kurz einem literarisch-modischen Aspekt Genüge zu tun.

Trotz weniger Kapitel („Teile“) sind die darin alternierenden Handlungsstränge eher kurz; die strukturelle Anlage erinnert den Rezensenten an eine Drehbühne, die wegen des Wechsels ihres jeweils geänderten „Mobiliars“ gewöhnungsbedürftige Plätze hintereinander reiht und mit noch nicht zuvor bekannten Schaustellern bestückt (demnach ein großes Ensemble benötigt), und in welcher meist nur gegen Ende der einzelnen Szenerien aus der Bühnentiefe der oder die eine Bekannte erscheint. Die strukturelle Abfolge bleibt auch insofern relevant, weil zum einen – ungeachtet einiger weniger Rückblenden – eine lineare Vortwärtserzählweise vorherrscht, zum anderen die Figuren über die ganze Länge des Stücks in ihrem einmal von der Autorin vorgegebenen Ist-Zustand verbleiben. Damit erscheint die Entwicklung der Erzählung in ihren immer neuen Anläufen letztlich als das Kind der vorgegebenen Konstruktion, eine Entwicklung, die, in diesem Sinn nachvollziehbar, wesentlich auf alleinigen Beobachtungen von „außen“ beruht. Deren Gewicht wiederum führt zu mannigfachen Beschreibungen, in der Erklärungsabsicht oft detailreich im Detail und da und dort das Künstliche anstreifend. Dahinter steht – auch –, dass in gewisser Konsequenz ein inneres Erlebnis und (folgend) zwischenmenschliches Gespür weitgehend der Fantasie der

Lesenden vorbehalten ist; die Figuren bleiben Figuren und kommen nicht zuletzt dadurch in ihrer Zeichnung aus den Klischees nicht ganz heraus. Stattdessen hält „man“ sich bei Irene Diwiaks stetem Blick auf menschliche Eitelkeit und daraus entspringende Bösigkeit an die reichliche Menge gerne überspitzter Perspektiven und an „allgemeine“ Feststellungen, die, eingestreut, deutlich ambitioniert im Raum stehen bleiben (etwa ... *eine junge Frau, die, obwohl oder weil sie kaum las, moderne Literatur für schick und alle Schriftsteller für Genies gehalten hatte*. Seite 147), wenn sie stellenweise gar häufiger auftreten, wird es doch etwas mühsam.

„Liebwies“ ist das Romandebüt der damaligen Mittzwanzigerin, die bereits vielfach Theater- und/oder literarische Erfahrungen mitsamt zahlreichen Förderungen buchstäblich von Jugend auf gesammelt hatte. Als Romanerstling besitzt er das Unbekümmerte des Anfangs in einem munter dahinfließenden Erzählrhythmus beim Vorstellen wechselnder Bilder, mit dem Mut zur schriftstellerischen Richtschnur, es müsse halt gerade so und nicht anders sein, mit der Nonchalance gezielter Schwarz-weiß-Zeichnung, mit der Lust zu eingehender Betrachtung, mit der Freude an auch ausführlichen Detaillierungen und mit der Suche nach einem einheitlichen Erzählstil. Aus dieser Perspektive treten literarische Schwächen zurück und man darf nach diesem noch nicht ganz in sich stimmigen Buch auf die weitere Entwicklung der Autorin gespannt sein.

Martin Stankowski

Klaus Ebner

Schwarzlicht

Lyrik

BoD – Books on Demand, Norderstedt 2021. 108 Seiten. Euro 20,00,–
ISBN 978-3-7543011667

Der erste Eindruck ist sehr bestechend durch das anziehende Bild am Einband. Es ist sofort erkennbar, dass es sich um eine außergewöhnliche Situation einer Weltraumfahrt handelt, nämlich der Blick auf die Erde, wo die Sonnenstrahlen gerade den leicht gerundeten Horizont übersteigen. Die Grafik stammt von Arek Socha auf Pixabay.

Die Texte sind in freien Rhythmen verfasst und ohne wesentliche Satzzeichen, manchmal kleine Pfeile. Das letzte Wort eines Gedichtes ist gleich dem Anfangswort des folgenden Gedichtes. So sind die Texte in einer gewissen Verbindung, ein Wort reicht dem anderen die Hand. Es wird geschildert, was ein Astronaut in einer Raumkapsel bei einem Flug bis hinter dem Mond erlebt.

Der Abflug wird durch Elektronik kontrolliert, angeblich ausfallsicher überprüft. Für den Astronauten ist es, als ob ihm die Kontrolle aus der Hand glitte. Es umfängt ihn absolute Ruhe, er ist ganz auf sich allein gestellt.

Er spricht einen inneren Monolog, Worte, die von niemanden gehört werden, anklagende Worte an anonyme Personen, die nur für sich geplant und der Erde geschadet haben. Die Menschen haben viel getan, Schüler viel gelernt, nachgeplappert, aber nichts vollbracht. Nichts getan, dass grüne Flecken weniger verblissen oder Regenwälder erlöschen. Der Meeresspiegel steigt, der Abfall ist aus dem Sichtfeld geglitten. Die hehren Worte wurden niemals verwirklicht. Die Zerstörung ist schon weiter fortgeschritten als man wahrhaben will, innerlich zerfressen ist die Welt, aber Frohsinn wird vorgegaukelt.

Bald ist die Erde nur mehr ein blasser, blauer Punkt im All und die Fahrt geht weiter in Richtung der dunklen Seite des Mondes. Es bricht der Kontakt zum Kontrollzentrum ab, es tritt totale Stille ein. Die Wissenschaft nennt diesen Zustand „Blackout“. Nun schimmert nur das Schwarzlicht über den Armaturen. Dieser Zustand ist ein ganz unbekanntes Gefühl, die Stille nimmt die Kapsel in Beschlag, es ist weder Ankunft noch Rückkehr, alles ist ausgelöscht, das Wissen, die Erinnerung und alles, was mal war.

Aus dieser totalen Dunkelheit kann ein Neustart entstehen, ein Weg zu einem „Du“. Er hört ihre Stimme, ergreift ihre Hand, im Vertrauen werden sie den Anfang schaffen. Es entstehen einige Liebesgedichte, wie zum Beispiel, Seite 66:

Monitore nutzlos / wenn die Sprache aus dem Rahmen / fällt / das Du / steht frei im Raum / so dicht / so warm / so nah

In Zuversicht sendet er die erste Nachricht auf die Erde: *Es ist noch nicht zu spät*. Gemeinsam wollen sie den Anfang schaffen, neue Wälder pflanzen, neue Farben, neue Frische in die Welt bringen, eine Revolte ist angesagt. Überleben heißt der Plan – Gewässer säubern, Wälder retten, Lebensvielfalt wahren, Stoffe aus Natürlichkeit erfinden, Energien aus der Sonne und Gezeiten nutzen. Alles wird in eine Symphonie münden, mit Cello, Violinen und Flötenklang (Seite 103). Der Autor hat die Vision einer *ganzheitlichen Erneuerung der Welt, welche mit der Hilfe eines gleichgesinnten „Du“ gelingen kann*.

Das erste Wort „Hoffnung“ schließt als letztes Wort den Gedichtzyklus wieder ab:

Zuversichtlich / engumschlungen aufgetaucht / die Sonnenstrahlen künden neue / Hoffnung

Eva Kittelmann

Die Quadratur der Szenen

Lyrische Sequenzen

Verlagshaus Hernalz, Wien 2021. | 35 Seiten. Euro 16.50,-

ISBN 978-3-903442-08-5

Eva Kittelmann legt mit dem Band „Die Quadratur der Szenen“ den 6. Band ihrer Quadraturen vor.

Sie folgen äußerlich demselben Prinzip wie die Vorgängerbände, kurze quadratische Texte die meistens eine Seite einnehmen, im Ausnahmefall zwei, wenn das Thema mehr zu sagen erfordert. Innerhalb dieser rigiden Vorgaben sind der Variationen aber kein Ende. Der Bogen spannt sich über eigene Erlebnisse, persönliche Begegnungen, Reisen, Mythologisches, Historisches bis zu sehr ernsten Überlegungen über Sinn und Ende des Lebens.

Von Peter Handke gibt es eine Arbeit, welche „Sätze aus Schlaf und Traum“ heißt. Viele der Texte Eva Kittelmanns könnten ebenfalls unter dieser Überschrift stehen. Dazu trägt vor allem die Sprache bei. Die Texte bewegen sich ausnahmslos zwischen Lyrik und Prosa, nichts ist wirklich Lyrik und nichts ist wirklich Prosa. Dadurch bekommen die Szenen etwas Schwebendes, wie aus dem Halbschlaf Gesprochenes. Diese Art Umgang mit der Sprache macht das Unverwechselbare des Buches aus. Die Texte sind vielfach interpretierbar, nicht genau bestimmbar und eben deshalb Räume eröffnend, die einer realistischen Betrachtung verschlossen bleiben. Es wird mit Gedanken und Bildern gespielt, der Text nähert sich an und macht oft plötzlich eine gedankliche Wendung, entweder ins Komische, Ironische oder ins unerwartet Ernste. Der Überraschung wird stets Raum gegeben. Diesem Prinzip folgen auch die in Schwarzweiß gehaltenen Collagen zwischen den Texten.

Bernhard Heinrich

Karl Lubomirski

Der Garten des Leonardo

Gedichte

edition pen Band 197, Löcker-Verlag, Wien 2021. | 16 Seiten. Euro 19.80,-

ISBN 978-3-99098-090-3

Ein schlichtes Bändchen mit gewichtigem Inhalt liegt da vor, dessen gleichzeitige Leichtigkeit ein Fingerzeig sein mag, wo der Weg aus der Erdschwere

zu finden ist. Einfach gesagt: Karl Lubomirski schreibt schöne, wahrhaftige, lebensechte und ehrliche Lyrik. Er ist ein Dichter.

Der Titel verweist auf den Garten des Leonardo da Vinci, der sich unweit von Santa Maria delle Grazie befindet, der Mailänder Kirche, in dem sein „Letztes Abendmahl“ gleichermaßen von Kunstkennern und Schaulustigen betrachtet wird. Seinen Garten konnte Leonardo zeitlebens nicht genießen, wie ihm, dem Linkshänder, der in Spiegelschrift geschrieben hatte, nichts – damit meinte er selbst kolossalen Ruhm und Ehre – so gelingen und glücken wollte. Wie sehr hatte sich Leonardo zu Lebzeiten verrechnet, wenn man seine heutige Weltberühmtheit bedenkt.

Lubomirski, der Tiroler, der sich 1962 aus beruflichen Gründen in Italien ansiedelte, der Vielgereiste, der sein Leben stets mit Wissen angereichert hat, der immer weiter Suchende, spürt in aller Bescheidenheit die Seelenverwandtschaft mit dem Universalgenie und schafft es die Rezipienten in dieses Fühlen mit hineinzunehmen. Allerdings muss sich die Leserschaft schon Zeit nehmen und sorgfältig lesen.

Helmut A. Niederle schreibt in seiner Nachbemerkung so treffend: „Der Lyriker Karl Lubomirski fordert mit unaufdringlicher Stimme das Innehalten, um aus den einzelnen Augenblicken, die aus dem Geschauten aber auch aus Gedachtem entstehen können, Trittsteine zu formen, die im Strom der Zeit die Furten zu ergeben vermögen, um das Unsichere zu verlassen und das Sichere zu erreichen.“

Man muss diesen Gedichtband schon immer wieder zur Hand nehmen, um sich Gedicht für Gedicht neu einzulesen, um die Dimension des Erlesens wirklich wahrnehmen zu können. Es tut gut sich zeitweilig aus dem hektischen Datenfluss des *world wide web* herauszunehmen, das stetige Herumfingern auf Displays bleiben zu lassen, den am Handy aufblinkenden News und Terminen einmal keine Bedeutung beizumessen.

Und dann gewinnt die Poesie Raum: *Man sagt, im Schatten dieses Blauregens und seiner Pergola / hätten Leonardo und sein Fürst gespeist / man sagt / er klettere nun schon siebenhundert Jahre / und rede nur noch mit den Bienen.*

Und die eigene Seele gewinnt für einen Moment, der sich in die Ewigkeit weitet, jene erkenntnisgesättigte Zufriedenheit, die danach, in den Banalitäten des Alltags, diesen unergründlichen Halt gibt, der etwas Göttliches an sich hat.

Doris Kloimstein

Heidelore Raab

Behutsam zärtlich

Haiku

Eigenverlag Heidelore Raab, Zeller Straße 37, A-4284 Tragwein. | 16 Seiten.

Keine ISBN

Mit „Behutsam zärtlich“ legt eine Autorin einen Band Haiku vor, die auf diesem Gebiet eine beachtliche Erfahrung vorzuweisen hat. Unter Heidelore Raabs Publikationsliste fallen die fast dreißig Haiku-Bücher auf, die bei St. Georgs Presse erschienen sind. Der vorliegende Band knüpft an diese Tradition an und bietet auf etwa fünfzig Seiten (weil die linken Seiten nicht bedruckt sind) Haiku, deren Anzahl allerdings wieder verdreifacht werden muss, weil jede Seite gleich drei dieser japanischen Lyrik-Kurzformen enthält.

Schmelzbäche reißen / aus eisiger Klammer – / zerrissene Stille (Seite 19) heißt es da etwa, *Morgenstimmung (in den Nockbergen — / Sommergäste grasen* (Seite 67) oder *Unaufhaltsamer Regen, / uferloses Fließen / ans Meer, ans Meer* (Seite 97). Wie an diesen Beispielen zu sehen ist, hält sich die Autorin in vielen Gedichten an die in der japanischen Urform vorgesehenen siebzehn Silben, aber eben nicht immer, was wohl auch der Andersartigkeit der deutschen Sprache geschuldet ist.

Das fest gebundene Buch enthält ein Vorwort von Rüdiger Jung, das als perfekte Einführung in die Haiku von Heidelore Raab dient. Jung zeigt anhand mehrerer Beispiele aus dem Buch, wie die Gedichte zu lesen sind, was dahintersteckt und auf welche Weise selbst einzelne Wörter hinterfragt werden sollten, ganz so, wie es die japanische Dichtkunst intendiert. Für Haiku-Neulinge scheint mir diese Einleitung ein absolutes Muss.

Haiku haben stets mit Natur zu tun und beziehen sich auf die Jahreszeiten. Das hat Heidelore Raab verinnerlicht, und so befinden wir uns in den meisten Texten in einer Winterlandschaft, im Frühjahrstau, in der Sommersonne oder in einem Herbstwald.

Moorwiese, / Wollgrasflöckchen, / summende Stille ist ein Beispiel, gefolgt von *Libellen umschwirren / Tümpel und Moore – / glucksende Stille*. Und dann taucht – überraschend und selten – ein dialektal gefärbtes Haiku auf: *Mittn durch d’Latschn, / dass da Dregg schbritzt – / sie kiat, er lächt*. (Seite 71)

An manchen Stellen verlässt Heidelore Raab die Naturimpressionen. So lautet eines der Haiku-Triptychen: *Krankenbett – / sang ihr Weihnachtslieder – / im April, Im Telefonbüchlein / Mamas Nummer – / noch immer und Morgenwind — / es schneit / Jasmin*. (Seite 55) Man braucht nicht viel Fantasie, um hinter diese Zeilen zu blicken, Krankheit und den unvermeidlichen Tod zu spüren; all das wird

in die Frühjahrsblüte und womöglich sogar kontrapunktisch in die Blütezeit des Winterjasmins eingebettet, Sinnbild für Vergängnis und Entstehung.

Dieser Lyrikband wurde von der Autorin im Eigenverlag herausgegeben. Ohne eine vorhandene ISBN ist das Buch im Handel eher schwierig zu bekommen. Heißer Tipp für Bestellungen: Man wende sich direkt an die Autorin ...

Klaus Ebner

Gerhard Ruiss

Liebe, Liebste, Liebes, Liebstes

Andichtungen

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2021. 224 Seiten. Euro 20,00,-

ISBN 978-3-902717-57-3

„Es ist angedichtet“ – Liebhaber schöner Bücher werden es mögen! Das Erscheinungsbild, die rote Farbe, die sorgfältige Bindearbeit erfreuen das Auge. Und die Idee, die Gedichte in Kapitel nach den Anfangsbuchstaben derselben zu sortieren ist nach meinem Wissensstand einmalig. Das macht dann 26 Kapitel minus 3, denn zu Q, X, und Y fällt auch einem Sprachkünstler nichts ein.

Lyrikfreunde werden sich ebenfalls freuen, aber gibt es die überhaupt noch? Lyrik ist leider ein Nischenprodukt, daran kann auch die Popularität eines viel bepreisten Jan Wagner nichts ändern. Noch zwei Generationen vor der heutigen hat man Schüler mit dem Auswendiglernen ellenlanger Balladen gequält, inzwischen werden Gedichte in den Schulen nicht einmal mehr gelesen, geschweige denn interpretiert. Leseliste zur Maura? Ach nein! Und Aufsatzthemen sind oft das Verfassen von Werbetexten oder Bewerbungsschreiben – Vorbereitung auf das Leben also...

Dass Gerhard Ruiss, unermüdlich tätig in Sachen Literatur und Literaten, noch Zeit findet zu Ruhe, Beobachtung, Kontemplation, Gelassenheit ist bemerkenswert. Seine Gedichte können teilweise der konkreten Poesie zugerechnet werden, aber nicht nur. Dieses hier eher nicht:

**Business njet / Tritt einer ein für ein menschenrecht / Muss er wissen / Wo-
von er lebt**

Und manchmal reimt sich auch etwas. Leutselig wendet sich der Dichter an alle: an liebe Menschen, Geliebt, Geschätzte, aber genauso thematisiert er Gegenstände, Situationen, Begebenheiten, Politisches und natürlich auch eigene Befindlichkeiten. Alles wird ihm zum Thema: der Ausblick oder eher Nichtausblick aus dem Altersheim z.B., oder „Gern gesehen“ – das ist wohl autobiographisch.

Auf: „An Gottes Segen ist allen gelegen“ folgt als „Watschen“:

was aber dann wirklich nicht mehr geht / ist es erst einmal so weit / und wird / bei messen in kirchen / applaudiert / wird bald auch / zugabe gefordert / oder nicht / weil es keinen / interessiert

Jeder kann sich sein Lieblingsgedicht aussuchen, z.B. dieses:

Weil es aus gründen der fürsorglichkeit geboten ist / zu seinem hund, den man vor dem supermarkt am lichtmast anbindet / wo der zeitungverkäufer angelehnt steht / sagt man / ich bin bald wieder zurück / weil er jedes wort versteht / zum zeitungverkäufer, der beiseite rückt und / grüßt / sagt man nichts / der versteht einen sowieso nicht.

Und noch eine Kostprobe:

Mit wem du unterwegs bist / das kind / das neben mir sitzt / habe ich nur zufällig / das iphone nicht / über das ich wisch / in das ich tipp / das habe ich mir gewünscht / und habe ich gekriegt

Ein Gedicht zur Kulturhauptstadt 2024:

inhalt / in ischl / ein grasl / ein büschl / ein rastl / ein stückl / ein bissl / ins grasl / zum himml / ein blickl / ein graschl / im büschl / ein nickl

Jedes Gedicht hat einen Vordergrund und einen Hintergrund, man möge sich die Zeit nehmen und in diesem „Roten Büchl“ lesen, jeden Tag ein paar Gedichte. Und zum Beweis, wie anregend die Lektüre ist:

manches verstehe ich / auch beim dritten lesen nicht / (einmal leise, zweimal laut,) / aber man muss ja nicht alles / verstehen

Elfriede Bruckmeier

Petra Sela

Fahrtwind. Mit der U-Bahn durch Wien

Haiku. Bilder von Helmut Rusche.

Österr: Haiku-Gesellschaft / Austrian Haiku-Association, Wien 2021. 100 Seiten. Euro 14,00,- ISBN 978-3-9504782-5-9

Petra Sela, vielseitig schaffende Allrounderin in der Kunst- und Literaturszene, Verlagsgründerin, Organisatorin literarischer Veranstaltungen und Malerin – wurde auch als Autorin einer langen Reihe von Büchern mit Lyrik und Prosa bekannt. Petras Liebe zur Haiku-Dichtung und die Beschäftigung mit fernöstlicher Kultur führte dazu, dass es seit 2010 neben der bekannten Deutschen auch eine sehr erfolgreiche Österreichische Haiku-Gesellschaft gibt, als deren

Gründerin, Präsidentin und Herausgeberin der Zeitschrift „Lotosblüte“ sie weit über die Landesgrenzen hinaus tätig werden konnte. Zu ihrem Einsatz für japanische Dichtung kam die Beschäftigung mit komparativer Philosophie zwischen Ost und West sowie die Leitung entsprechender literarischer und bildnerischer Projekte. Zahlreiche Ehrungen würdigten ihre Verdienste.

Eine Reihe von Haiku-Bänden und Anthologien im Rahmen der Österreichischen Haiku-Gesellschaft gingen dem zuletzt erschienenen Band von 2021 voraus. In dieser Zeit wurde Petra Sela für gewissenhafte Forschung und einfühlsamen Nachvollzug japanischer Wortkunst im deutschen Sprachraum bekannt; Sehr verdienstvoll auch deshalb, weil die ZEN-Philosophie, mit der das Haiku eng verknüpft ist, für den westlichen Menschen meist unzugänglich ist. Traditionell-europäische Denkweise lässt das Haiku an seine japanischen Vorbilder nur selten herankommen. Bei Petra Sela ist das in erfreulicher Weise anders.

„Fahrtwind. Mit der U-Bahn durch Wien“ ist sowohl vom originellen Thema her als auch von der Betrachtungsweise desselben äußerst interessant. Welcher Europäischer, welcher Wiener Autor würde denn jeder U-Bahnstation, die er vielleicht müde und von so viel anderem abgelenkt, meist gedankenlos durchfährt, ein Gedicht widmen? Petra Sela als Kennerin und tägliche Benutzerin dieser praktischen Einrichtung, wendet sich an jeder Station Zufallerscheinungen zu, die sonst keiner beachtet: flüchtigen Ereignissen, einfachen Menschen in ihrem vergessenen Dasein, alltäglichen Situationen und im Fahrtwind vorüberziehenden Bildern. Ein interessantes Vorwort von Traude Veran gibt dem Leser in erfreulicher Weise Einblick in die Arbeitswelt der Haiku-Dichterin.

Oft und gern fährt Petra Sela mit der U1: *ziegen meckern und / esel laufen durch den schnee / am verteilerkreis und der waggon plötzlich / leer – die fahrgäste strömen / zum gänsehäufel*

Oder mit der Linie U2: *unter dem schutz der / karlskirche studenten im / gras neben hunden und der kirschbaum trägt / früchte – einige fallen auf / den firmenparkplatz*

Auch die U3 hat Interessantes zu bieten: *karotten erbsen / zwiebel und erdäpfel / direkt bei der u-bahn und im meiselmarkt beim / fleischhauer das leberkäs-semmerl / und kebab*

Viel zu sehen gibt es entlang der U4 und U6: *der wienfluss begleitet / uns als rinnsal oder / als reisender fluss und im wasserpark die schwäne / grundeln nach pflanzen / brot schwimmt auf dem wasser*

Treffend und durchwegs beachtenswert in diesem sorgfältig gestalteten Haiku-Band ist die künstlerische Ausstattung mit bunten Bildern. Eindrucksvolle Fo-

tos des Meisterfotografen Helmut Rusche bringen mit ihren charakteristischen Darstellungen Wiener Wirklichkeiten im U-Bahn-Bereich einprägsam zu Geltung.

Rosemarie Schulak

Kurt Svatek

Der gescheiterte Scheiterhaufen

Mikrogeschichten

TRIGA DerVerlag, Gelnhausen 2021, 1. Auflage. 192 Seiten. Euro 22,70,-

ISBN 978-3-95828-286-5

Damit ist gemeint, dass sich üble Absichten und Entwicklungen, die nach Katastrophen aussehen oft genug in ihr Gegenteil verkehren können, dass eben das, was im ersten Moment wie ein Scheiterhaufen aussieht, auf längere Sicht auch seine guten Auswirkungen haben kann. Auch was nach dem Ende jeder Hoffnung aussieht, trägt Zukunft in sich.

Kurt Svatek bedient sich bei dieser Demonstration der Form der Mikrogeschichten. Sie eignen sich sehr gut dafür, zahlreiche Beispiele vorzutragen. Anfang und Ende liegen nahe beisammen, so dass, anders als im Roman, das Anliegen sehr schnell auf den Punkt gebracht wird. Es können damit viele sehr disparate Themen betrachtet werden, wodurch ein ganzes Mosaik an Gedanken entsteht und ein Feuerwerk an Ideen gezündet wird.

Im vorliegenden Buch ist mit der Thematik des gescheiterten Scheiterhaufens ein Rahmen vorgegeben. Nicht immer geht es jedoch in den Texten darum, dass, frei nach Goethe, das Böse am Ende das Gute schafft, es trifft nur auf einen Teil der präsentierten microcontos zu, sondern auch darum, ein Weltbild zu vermitteln, welches das Böse einfach ablehnt und entlarvt.

In allen Geschichten, ob sie nur zwei Zeilen umfassen oder eine Seite, geht es um den Sieg des Ausgleichs und der Vernunft über die Überheblichkeit und Inhumanität, wobei auch oft Humor und sich Wundern über die Narrheit der Welt zum Instrument wird. Dazu werden zahlreiche Beispiele sowohl aus dem gesellschaftlichen Bereich, ja dem Alltag, als auch aus dem Bereich der Wissenschaft genannt.

Die microcontos können nicht nur erzählen, sondern auch wunderbar informieren. Das Buch ist eine Zusammenstellung all dieser Elemente. Der schnelle Wechsel von einem Thema zum anderen macht die Lektüre lehrreich und unterhaltsam zugleich.

Bernhard Heinrich

Christa Maria Till

Luftsprünge mit Siebenmeilenstiefeln

Auf Weltreise, Band 1 und 2

edition Ki

ISBN 978-3-906636-34-4 und 35-1

Christa Maria Till zieht ihre Siebenmeilenstiefeln an und macht Luftsprünge von Land zu Land, Untertitel „Auf Weltreise“. Man kann heute in ein paar Tagen um die Welt fliegen und dank der Billigflüge auch noch kostengünstig! (Vor der Covid-19 Pandemie allerdings!). Mit der vermehrten Reisetätigkeit nahm auch die Produktion von Reisebüchern immer mehr zu. Die Bücher dieser Autorin allerdings sind anders.

Beim bloßen Durchblättern dieser zwei schmalen Bände wird sich vielleicht manche Leserin, mancher Leser an selbst verfasste Reisetagebücher mit eingeklebten Aquarellen und Postkartenfotos erinnern, und diese lebenswürdigen Kleinigkeiten schätzen. Mit ihren imaginären Stiefeln springt die Autorin tatsächlich von Schauplatz zu Schauplatz, vermeidet dabei bewusst sämtliche touristischen Sehenswürdigkeiten und überrascht den Leser, indem sie einen ganzen Schatz an Wissen und Lebensphilosophie vor ihm ausbreitet. Sie hält sich immer fern von allseits Bekanntem, nicht Delphi also, sondern Dodona, Shikoku statt Tokio und Nara statt Kyoto.

Aber beginnen wir mit dem Anfang: zunächst ein Interview mit der Filmemacherin Lina Wertmüller (ach, die lebt noch, denkt man), danach ein wenig flanieren zu den ganz alten Schätzen Roms. Immerhin erfährt man dabei, dass die Autorin Tochter eines Historikers ist. Ein paar Brocken Biografie kommen noch bei der Lektüre der beiden Bände hinzu – sehr wenig, und auch Herr Google ist nicht wirklich hilfreich! Von ihrem Verlag KI, beheimatet in Zürich, werden regelmäßig ihre klugen Reisebücher herausgegeben, auch Essays zu Geschichte und Literatur, aber kein „Klappentext“.

Nun sind wir bereits in Schottland, bei alten Bräuchen, und dann in Irland. Dass der Ulysses von James Joyce unleserlich sein soll finde ich schon ein bisschen stark, aber Geschmäcker sind eben verschieden. Weiter geht es nach Frankreich, doch nicht nach Paris, das die Pariser für das einzig wahre Frankreich halten, sondern aufs Land. Vielleicht könnte man im Burgund ein altes Steinhaus erwerben und dort leben und schreiben...?

Dem wunderbaren Fotografen Sebastiao Salgado, dem 1991 eine ganze Nummer des Schweizer Heftes DU gewidmet wurde, („Die Welt des Parfums“) wird beim Durchwandern seiner Ausstellung gehuldigt: Ein glühender Bewunderer der Schönheiten unserer Welt und Kriegsberichterstatter in einer Person.

Weiter zu Emma Kunz, Heilerin und Künstlerin aus der Schweiz, dann ins Silicon Valley zu einer Zukunftskonferenz, aber anschließend doch lieber zu den Hopi und weiter nach Mexiko. Mit Siebenmeilenstiefeln ist alles möglich, so kommt man auch ins österreichische Wald- und Weinviertel.

Immer wieder innehalten und Ungewöhnliches erkunden ist die Devise, z.B. um in Neuseeland zu Janet Frame zu gelangen. „Ein Engel an meiner Tafel“, das war doch der wunderbare Film von Jane Campion, als Vorlage diente aber natürlich die berührende Autobiographie der Janet Frame.

In Russland denkt sich Christa Maria Till in die Figuren des Idioten von Dostojewski und in eine der drei Schwestern von Tschchow hinein, man vermeint geradezu die unendlichen, weiten Ebenen, die Gutshöfe und die Behausungen der armen Bauern zu sehen, natürlich auch die bunten Kuppelkathedralen. Und es wird nicht auf Sibirien vergessen, das Jahrhundertlang ein einziges Straflager war.

Doch nie wertet die Autorin, sie beobachtet, reflektiert, stellt dar. Über die Superreichen, die zum Mars fliegen wollen, schüttelt sie allerdings innerlich den Kopf. Durch Tibet wandert sie mit einer frühen Weltreisenden, Alexandra David Néel, und einem jungen Lama. Zuletzt übt sie sich in der Kunst der arabischen Schrift. Jetzt, wo in Europa kaum noch schön geschrieben wird bekommt die Kalligrafie einen besonderen Stellenwert.

Am Ende noch ein Exkurs über die Pandemie, die bei Drucklegung der Bücher eben begonnen hatte. Im verordneten Hausarrest waren die kleinen inhaltschweren Büchlein eine erfrischende Abwechslung neben den Prachtbänden mit Abbildungen der Herrlichkeiten aus aller Welt.

Elfriede Bruckmeier

Claudia Tondl

Klosterneuburg sagst du

Mit einem Nachwort von Peter Waterhouse

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2021. 192 Seiten. Euro 20,00,-

ISBN 978-3-902717-58-0

Dass man die alten Leute befragen muss, solange sie noch am Leben und geistig rege sind, ist seit langem bekannt. Zunächst galt das für die sogenannten „großen Schicksale“: Krieg, Vertreibung, Lagerhaft, Ermordung von Angehörigen. Aber auch bei den vielen kleinen Leuten, die oft nie aus ihrem Heimatort herausgekommen sind, gibt es reichlich Material. Schulkinder werden zu Befragungen los-

geschickt, Erinnerungsbücher haben Hochkonjunktur, vielleicht auch weil man wissen möchte, wie es sich mit weniger Waren und mehr Natur einst leben ließ.

Ein besonders originelles Erinnerungsbuch ist in der Literaturedition Niederösterreich erschienen. Es wurden Gespräche geführt mit alten Menschen in Klosterneuburg, ganz leger bei Kaffee und Kuchen, und aufgezeichnet. Aus diesen Aufzeichnungen machte die Autorin ein Kunstobjekt, denn nicht nur das Gesagte wird präsentiert, sondern auch Collagen zum Thema.

Eine Tischdecke als Stadtplan wird sukzessive angereichert mit Zeichnungen und Ausschnitten aus Fotos und alten Postkarten, um das Gesagte zu illustrieren, zum Beispiel wichtige Bauwerke, Geschäfte, die es schon lange nicht mehr gibt, und: das Kino – auch längst Vergangenheit. Leider findet man den O. W. Fischer nicht, der doch ein Klosterneuburger war und von allen Frauen umschwärmt wurde. Aber die Bendsdorf Schokolade zu zwei Schilling ist da und die Hinweistafel „Luftschutzkeller“, das schwarze Kreuz am Kreisverkehr, die Bahnhöfe von Kierling und Weidling und die Trafik. Alle erinnern sich an die stolzen Löwen an der Schleuse, an den alten Autobus, der die Höhenstraße befuhr und an das Strandbad an der Donau. Ein VW Käfer darf nicht fehlen und die alten Wirtshäuser, die es alle nicht mehr gibt. Ach ja, und da lugt der schöne O.W. Fischer doch noch hervor, gleich neben dem Bud Spencer.

Die kleinen Freuden wie schwimmen oder rodeln, die Milchfrau, das langsame Verschwinden der Bauernkarren aus dem Stadtbild, das alles ist Allgemeingut und daher auch erzählenswert, und es kommt den Kindern der Smartphone-Generation wahrscheinlich wie im heutigen Urlaub am Bauernhof vor. Nicht vergessen sollte man, dass Kinder in der Nachkriegszeit eine Menge Pflichten hatten. Erdäpfel klauben zum Beispiel oder die Mutter vertreten, die „hamstern“ gegangen war. Einer erzählt: „Ich hab‘ dem Vater helfen müssen. Und 1942 hab‘ ich dann gewusst, dass ich keinen Vater mehr hab‘.“ Breiten Raum nimmt auch die russische Besatzungszeit ein, da gab es traumatische Erlebnisse, die erst nach und nach erinnert werden. Die Freude am Erzählen ist den alten Leuten anzumerken, sind sie doch sonst immer allein (und einsam?). Es ist wie ein Spiel, das mit Worten und Bildern gespielt wird.

Im Klappentext heißt es: *...den Lesenden öffnen sich in diesem Spiel Möglichkeitsräume für eigene Erinnerungen.* Genau das ist passiert. Die Rezensentin, die der gleichen Altersgruppe angehört, fühlt sich angeregt, in ihren eigenen Erinnerungen zu kramen, obwohl sie nicht in Klosterneuburg aufgewachsen ist. Eine schöne Empfehlung für das Buch!

Elfriede Bruckmeier

Peter Paul Wiplinger

Aussichten

Gedichte 2020-2021

edition pen, LöckerVerlag, Wien 2021. 138 Seiten. Euro 19,80,-
ISBN 978-3-990980859

Er sei jener, der im 81. Lebensjahr steht, schreibt Peter Paul Wiplinger in seinem neuen Gedichtband „Aussichten“, wie auch *jener / der gedichte schreibt und gerne musik hört*, aber auch – und hier verschlägt es Leserinnen und Lesern zum ersten Mal die Sprache – *jener / der krebs hat* (alle Seite 14). Es sind die ersten Gedichte des Buches, die den Rahmen feststecken und keinen Zweifel daran lassen, dass Wiplinger es ernst meint und es ernst meinen muss, da ihm, wie er sagt, stets die Wahrheit wichtig war, und um die führt bekanntlich kein Weg herum.

Die Gesamtheit der Gedichte lese ich wie eine Art Résumé des bisher gelebten Lebens und die Erkenntnis, dass sich die Aussichten, die es noch gibt, in einem zunehmend enger gesetzten Rahmen erstrecken. Zahlreiche Kindheits- und Jugenderinnerungen kommen da hoch, und Wiplinger, der 1939 geboren wurde, sitzen auch die Schrecken des Nationalsozialismus ziemlich in den Knochen – Gedächtnisbrocken, Gesagtes, Gesehenes, dann die grausame Wahrheit über die Konzentrationslager, den Krieg und den Tod. Und manchmal blitzt sogar ein amüsant wirkender kindlicher Zorn auf, etwa wenn er über sein Nazi-Kindermädchen nach *du wirst schon noch sehen / du wirst dich noch wundern // ich werde dich biegen oder / ich werde dich brechen // du fratz du elender nichtsnutz / du verdammter rotzbengel du und dann noch zwei saftige ohrfeigen* schreibt: *ich aber schweige die ganze zeit / denke mir und male mir dabei aus // wenn ich einmal groß bin dann / bringe ich dieses naziweib um* (alle Seite 24).

Natürlich ist es die Sicht des gereiften Menschen, des Alternden, der über diese Erinnerungen nachdenkt und sie heute in einem anderen und bei Weitem vollständigeren Bild sieht als damals. Und das ist oft schmerzhaft: (...) *wenn du weiterhin / so schlimm bist wie jetzt / dann kommst du in die hölle / und wirst dort fürchterlich leiden / sagte mein nazi-kindermädchen / manchmal drohend zu mir // zur selben zeit brannten / in allen kz-vernichtungsstätten / der nazis die krematoriumsöfen* (...) (Seite 25).

Interessanterweise sind alle Gedichte mit ihrem Entstehungsdatum versehen, aus den Jahren 2020 und 2021. Daran lässt sich erschließen, dass die Texte nicht chronologisch angeordnet sind, sondern einer semantischen Struktur folgen. Es würde mich reizen, die Gedichte auch einmal gemäß ihrer Entstehungsabfolge anzuordnen und diese Struktur dann der im Buch gewählten gegenüberzustellen. Womöglich blinzelt da meine germanistische Ausbildung ...

Durchgehend verwendet der Autor Kleinschreibung, und alle Gedichte tragen Titel. Eine Vorliebe für zweizeilige Strophen fällt auf, aber es gibt auch andere Formen, und ein kleiner Teil der Gedichte hat überhaupt keine Strophen, sondern läuft in einem durch, was beim Lesen eine gewisse Unruhe oder gar Atemlosigkeit bewirkt, zudem überdies nirgendwo Satzzeichen vorkommen. Die Gedichte bestehen aus freien Rhythmen, und der starke Eindruck, den sie erzeugen, resultiert aus dem Gesagten. Übrigens stammt das Gedicht, das sich auf dem hinteren Buchdeckel befindet und den Titel „Ich“ trägt – als einziges – aus dem Jahr 1976!

In einem der Gedichte sinniert Wiplinger über die akademischen Titel, die in Österreich auch so wichtig sind. Ein solcher schwebte auch dem Vater des Autors für seinen Sohn vor, weil er nämlich selbst keinen hatte und im Leben feststellen musste, wie viel Wert in unserem Land daraufgelegt wird. Peter Paul Wiplinger war dann, wie er schreibt, auf einem guten Weg, brach das Studium aber ebenso wie der Vater vor dessen Beendigung ab. Wie in Vaters Jugend *wegen der schlechten zeiten*. Dass ihm später vom österreichischen Bundespräsidenten der Professorentitel verliehen wurde, hat ihm nicht mehr viel bedeutet, doch der Text enthält den gefühlvollen Satz: *könnte ich die zeit zurückdrehen dann würde ich / heute allein schon meinem vater zuliebe / den doktor machen.* (Seite 31)

Peter Paul Wiplinger kann gleichermaßen mit Augenzwinkern und einer gehörigen Portion Zynismus formulieren. In „Regelwerk“ heißt es am Beginn: *solche klugscheißersprüche darf man / in einem gedicht nicht verwenden / sagst du und ich entgegne / wer zum teufel stellt denn / solche regeln auf und verbietet mir / klugscheißersprüche in einem gedicht / zu verwenden.* Die Diskussion um Erlaubtes und Un-erlaubtes mündet schließlich in die harte Aussage: *ich soll also das jetzt wichtigste in meinem leben / aus meinem schreiben ausklammern weil unfein / ich soll diesen scheißkrebs und die scheißsprüche / nicht so nennen wie ich das im wirklichen leben tue / weil das dem regelwerk der ästhetik nicht entspricht / weil die wahrheit nicht fein genug ist für die poesie.* (Seite 72)

Die Krebserkrankung wird immer wieder angesprochen – sie ist eben, wie Wiplinger formulierte, derzeit das *wichtigste* im Leben des Autors. Demgegenüber findet sich diese verbale und gleichzeitig empfundene Verbeugung: das leben ist schön *steht / als graffito an einer mauer // in völliger unsinnigkeit / verbeugst du dich davor // es ist der erste frühlingstag / das leben meint es gut mit dir* (Seite 129). Ganz anders das „Abschiedsgedicht“, das mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte: *wissen daß es sicher / die letzten gedichte // sein werden oder sind / die du noch schreibst // (...)geh hinaus in die kälte der nacht / gehe hinein in die lautlosigkeit.*

(Seite 19) Lieber Peter Paul Wiplinger, bleib noch ein wenig im Warmen, in der Sprache, die dein *haus* war und ist, beim Wort, das dir *tisch und bett* bedeutet. Schenk uns weiterhin noch möglichst viele deiner wunderbaren Gedichte; alles Gute dafür!

Klaus Ebner

Peter Paul Wiplinger

Schachteltexte III

2019 – 2020.

LöckerVerlag, Wien 2021. 432 Seiten. Euro 49,-
ISBN 978-3-99098-041-5

Damit die Literatur aus dem Leben heraustreten und sich Luft verschaffen kann, braucht es zwei Beobachtungsschlitze: Durch den einen blickt man auf den anstehenden Tag, durch den anderen auf das verfllossene Leben. Peter Paul Wiplinger führt die beiden Suchbewegungen mit seinen Schachteltexten elegant und eindringlich zusammen. Seit fünfzehn Jahren arbeitet er an diesem einmaligen Dokument, wobei auf ausgeklappte und ausgerissene Verpackungsteile mit Füllfeder Texte komponiert werden. Ein Auge blickt auf den aktuellen Zustand des schreibenden Ichs und das andere setzt sich den historischen Gezeiten von Kindheit bis zur Reife aus. Im abschließenden dritten Band sind gut zweihundert „Installationen“ ausgeführt. Dabei gibt es auf der rechten Seite, der „Hauptseite“, die Objekte zu sehen, die von Annemarie Susanne Nowak bestens belichtet und betreut sind, auf der linken Seite ist der handschriftliche Text der Objekte in Textblöcke umgeschrieben, damit sich die Archivare mit ihren Suchfunktionen auch in Jahrzehnten noch zurechtfinden. Für den Leser hat diese Transkription den Vorteil, dass er sich unverstellt mit den Metaebenen beschäftigen kann, während sich das Auge an den flachgelegten 3D-Werken ergötzen darf. Die erste Botschaft dieses Unternehmens liegt in der Materialwahl. Als Kind hat der Autor nach dem Krieg zu Hause im Mühlviertel erlebt, wie die Eltern ein Kleinkaufhaus führten und in ihrer Arbeit die Verpackungen gleich sorgfältig wie den Inhalt behandelten. Zudem ließen sich die Gebinde bestens recyceln, da es kaum Schreibpapier gab, wurden die anfallenden Gebrauchstexte auf entfaltete Kartons geschrieben.

Ein Entschachtler // Ein Entschachtler bin ich (gewesen) – jahrelang, / jahrzehntelang, ja lebenslang. Jetzt sehe ich das / selber (ein), weil mich der Dichter und Literaturwissenschaftler Dr. Hammerschmid so genannt hat. // Ein Entschachtlungskünstler

bin ich. // Ich entschachtle alles, was eingeschachtelt, / was seiner Freiheit somit und so eingeschachtelt / beraubt ist; ich befreie das Denken / aus und von seiner Norm. // Denkefängnis | Freiheit | Norm | Kindheit | Schönschrift! // Nichts ist so wie es (er) scheint! // (Seite 372)

Der zitierte Michael Hammerschmid stellt in seinem Eingangstext das Wesen dieser „Existenztexte“ vor und bringt dabei die Namen Paul Nizon (Autofiktion) und Robert Walser (Mikrogramme) ins Spiel, was die poetische Sichtweise des Alltags betrifft, sowie Erich Fried und Jean Paul Sartre, wenn es um die politische Dimension geht. Neben den Kartons ist die Füllfeder die zweite Komponente, die ein „existentielles“ Schreiben ermöglicht. In der Füllfeder kommen die zwei entscheidenden Elemente des Schreiblebens zusammen, die nachlassende Feinmotorik des Alters wird durch sie noch lange in Form gehalten, da ist der übrige Körper vielleicht schon invalid, und der Schreibfluss wird durch diese Freundin des Denkens ununterbrochen in Gang gehalten. Wer einmal gelernt hat, damit zu schreiben, wird vom gleichzeitigen Einsetzen des Denkens überrascht sein. Schon mit dem ersten Aufsetzen der Feder setzt das Denken ein. Selbstverständlich wird in „alter“ echter Rechtschreibung geschrieben, wie man es in Kindertagen gelernt hat. (Ich kenne niemanden, der sich seine Handschrift durch die Gehersche Rechtschreibreform hätte verblöden lassen!)

Das Material produziert auch eigenartige Genres, wenn sich die Tinte um diverse Erhebungen, Verknotungen oder Eindellungen herumarbeiten muss. Im Haustheater wird eine Schachtel neu zusammengefaltet, es entsteht dabei eine Guckkastenbühne, auf der statt der Kulissen Texte aufgezogen sind. Eine Unterlage einer Bonbonniere ist zu einer Konsole umgestaltet, wodurch man Buchstaben zurechtdrücken kann zu ganzen Sätzen. Eine Fastfood-Unterlage gibt nach Verzehr die Schrift frei, Essen ist wertvoll. Erst wer den Brei weggegessen hat, darf ins Paradies der Sätze vordringen. Löcher im Kartonarrangement ergeben einen ähnlichen Blick wie durch ein Fernrohr, ein kolorierter Pappbogen kann zu einem Firmament werden, wie es ihn seit Kodaks Zeiten nicht mehr gegeben hat, ein Gebilde ist zu einem Rücken ausgerissen, der durch den Text gekrümmt wird und Öffnungen freigibt, durch welche politische Slogans aufwärts kriechen können. Unvergesslich ist auch der „Maulaufreisser“ (Seite 96), der aus einem einzigen Loch besteht, aus dem nichts mehr an Sinn hervortreten kann.

Das Skruf (Kautabak) ist ein Beispiel, wie eine bedruckte Buchstabenkombination ein Gedicht auslösen kann, von dem der Autor vorerst selbst nicht weiß, was es genau bedeutet. (Seite 252) An anderer Stelle ist zwar etwas auf Styropor geschrieben, aber der ältliche Duden hat dieses Wort noch nicht verzeichnet. Das

Material erweitert also das Sprachmaterial. Die dritte Ebene, die man durchgehend beachten sollte, ist der jähe Einsatz der Themen, die von der Tagesverfassung zu Notizen diktiert werden. In dieses Genre gehören wohl die Texte über COVID, die seltsam aufgeräumt wirken, ist doch der Lockdown nichts anderes als eine entfaltete leere Schachtel. Andererseits spricht sich das schreibende Ich Mut zu und zählt etwa die Krankheiten auf, die es von Mumps über Mobbing schon überlebt hat. Sogar die Geburtstage werden zu leichten Gebilden, *ich bin 80*, heißt es lapidar auf Seite 58, dreihundertzwanzig Seiten später heißt es *81*. (Seite 378) Die Seitenzahlen geben indirekt Aufschluss über die Schreibgeschwindigkeit und Tagesverfassung des Autors.

An raren Tagen überrascht sich der „Schachtel-Projektmanager“ mit dem Spiel, *Wörter aufwecken* (Seite 186), der Autor ist schon wach, aber die Wörter schlafen noch, und wenn es dumm hergeht, tauchen neue Wörter auf, die die Verwahrlosung der Welt zeigen. „Black Friday“ (Seite 200) ist eine in jeder Hinsicht blamable Entgleisung. Während die Welt zugrunde geht, schlagen sich die Menschen im Kaufrausch die Wänste mit leeren Versprechungen voll. Das schmerzt beim Lesen, wenn man an die Kindheit des Mühlviertels denkt, wo eine karge Aufbruchstimmung herrscht durch Restverwertung. Verwertet wird damals nicht nur alles Materielle, sondern auch die politischen Zugänge zur Welt hat man lange nach dem Krieg noch mit den Parolen der Nazizeit bewältigt, weil die Parolen ja billig hergehen. Warum soll man einen Slogan wegschmeißen, wenn er schon einmal erfunden ist? Das lyrische Ich berichtet von seinen drei Gymnasien, in die es gesteckt worden ist. Eines lag in Tirol und schneidet naturgemäß nicht gut ab in der Erinnerung. In diesen Gymnasien also wird alles über die Punischen Kriege aufgewärmt, aber nichts von den unmittelbaren Gräueltaten, über die sich noch niemand drüber traut. Das ganz große Lesekino ist freilich in winzigen Sätzen versteckt, einmal heißt es, dass das Traumhaus nicht aufgetaucht ist. Aber vielleicht ist gerade das der vollendete Traum. *Mein Traumhaus // Mein Traumhaus habe ich nicht erreicht / im Leben, es ist ein unerfüllter Lebens- / traum geblieben. Auch einen Garten / habe ich nicht erreicht. So vieles ging mir / auch daneben. Aber so ist das Leben.* (Seite 314) Dieser „Bildband“ von den Schachteltexten löst in den Lesern das aus, was Peter Paul Wiplinger ein Leben lang macht: Man liest weiter, obwohl der Text schon aus ist, und „PPW“ hat noch immer die Füllfeder in der Hand, wiewohl der Tag für heute schon aus ist.

Helmuth Schönauer

Besim Xhelili

Unschuldige Augen...!

aus dem Albanischen von Kurt Gostentschnigg

BoD – Books on Demand, Norderstedt 2019. 140 Seiten. Euro 19,90,-

ISBN 978-3-748199-13-7

Das in dunkeltonigen Farben einer Gouache oder Tempera gehaltenen Coverbild ist sicherlich als direkte Einstimmung gedacht (und nach dem Lesen als auch stimmig erkannt): auf dem nahezu quadratischem Format liegt eine Art Blatt auf, das einen Frauenkörper als sitzenden Akt zeigt, zu dem, etwas in Hintergrund-Distanz, ein Beobachter gehört. Das Ganze wird indessen halb abstrakt in allgemeinen Formen gehalten: wodurch die im Ansatz der Beobachtung erreichte Nähe in eine eigentliche Distanzebene gerückt wird. Dem entsprechen die Vignetten im Inneren nicht so recht: Seitenzahlen in stilisiertem Herz mir begleitenden barockisierenden Ranken, zu denen sich als Ausnahme (vor dem ersten Kapitel) eine eher schlichte Zeichnung gesellt, wiederum bezugsreich als Gesicht mit tränenden Augen.

Wie fast zu erwarten, enthalten die im Band vereinten – sehr zahlreichen – Gedichte Anrufungen einer Ich-Person an einen geliebten Menschen: gemäss den genannten Vorgaben demnach als Adressatin eine Frau, an die sich ein schreibender Poet wendet. In zwei ungleich langen Kapiteln – „Unschuldige Augen, die verletzen“ (Seite 5 ff.) mit meist kurzen Gedichten inklusive des titelgebenden Textes (Seite 7), sowie „Gedankenwogen“ (Seite 107 ff.) mit meist längeren Stücken lyrischer Prosa – erweist sich dieser Mann als höchst sensitiv, als sensibel beobachtend und in seiner Ansprache als differenziert wertend.

Basis jeden Gedichts bildet jeweils ungeachtet des Umfangs die dezidierte, einfühlsame Beschreibung einer menschlichen, sehr persönlichen Lage: eine Wiedergabe, die in der Schilderung über sich hinausweist und weitere persönliche Horizonte zu gewinnen sucht. Diese Niederschrift erfolgt aufs Ganze gesehen in immer neuen inhaltlichen Anläufen, die ein Ausloten bedeuten: allerdings nicht als lineare Abfolge, sondern über Schritte nach vorn und zurück hinaus in einer Art Spirale mit ihren Drehungen: Verwandtes, wenn nicht Gleiches erscheint damit aus und mit verschiedenem Blick, der zwar kaum einmal mit einem unterschiedlichen Blickwinkel identisch ist, wohl aber stets Nuancierungen bereithält. Oder anders betrachtet: Es gibt keine eigentliche Entwicklung, die sich im „Außenraum“ abspielt, denn die „Dinge“ (Gedichte) bleiben in sich stehen. Andererseits gibt es (doch) kein In-sich-Ruhen, weil das vielfältig zum Ausdruck gebrachte Innenleben sich auf eine Fein-Abstimmung fokussiert. Entscheidend wirkt als Antrieb eine dreifache Haltung: die Vergangenheit beschwören, die Gegenwart

aushalten, das Zukünftige erahnen. Der durch die Trias entstehende Spannungsbogen verbleibt – im einzelnen Poem wie über das ganze Werk gespannt – dadurch in einem begrenzten Rahmen, der sich in seiner Beschränkung für den Dichter umso umtreibender auswirkt. Wenn nicht gar umwälzender: indem die Anrufungen der Geliebten keine Antwort erhalten, die allenfalls vom Poeten sich vorgestellt wird. Weshalb fast ausnahmslos ein fragender Gestus herrscht in der tonangebenden Suche nach einer dortigen Reaktion, die letztlich gleich stark ist wie die Suche nach dem Kern des eigenen Selbst. Das fehlende Echo rückt den Moment des Dichtens in eine zeitlose Ebene: und nicht von ungefähr erscheinen die Hinweise auf die Bedeutung des Ehrenworts, auf das/auf ein Ende, ja auf die Ewigkeit.

Diese intensive Liebeslyrik wirkt in ihrer psychischen Subtilität schwermütig und melancholisch, evoziert nicht der Emotionen freudige Seite – die aber gleichwohl buchstäblich subkutan die Texte durchwirkt: pastose dunkeltonige Farben enthalten in einer lebendigen Aufbringung ja stets auch aufgehellte Nuancen, vermögen sogar dann und wann durchsichtig zu werden. Sie „beleuchten“ damit verschiedene Wahrnehmungsintensitäten dessen, was gegeben ist, sei es in der Wahrnehmung einer unter der Oberfläche liegenden Dimension, sei es in der Vorstellung inskünftiger Folgerungen. Belegt wird dieser Eindruck vor allem in den breiter angelegten Ausführungen in Kapitel II, die rückblickend beim Lesen wie eingehendere Erklärungen des Vorausgehenden anmuten. Der hier nun gleichnamige Text „Gedankenwogen“ (Seite 109) bietet bereits eine Art seelischer Auslegeordnung; die letzten vier Zeilen verweisen auf die *Pfade eines müden Jahrhunderts*, stellen fest Leiden habe Geschmack, evozieren Engel und Magie, im Weiteren verdeutlicht durch das Aufmerksam-Machen auf *Geheimnisse jenseits der Vernunft* (Seite 110), auf die *Schwelle der Geduld* (Seite 114) oder auf *Tränen der Hoffnung* (Seite 115).

Besim Xhelili stammt aus dem albanischen Teil Mazedoniens. Nach Schulbesuch begann er ein Geographiestudium, das er nach dem Wechsel mit seiner Familie nach Wien 1998 fortsetzte. Er arbeitet im Öffentlichen Verkehr, offenbar keine Einschränkung einer dichten Publikationstätigkeit – bislang neun Gedichtbände sowie der erste eines auf drei Teile geplanten Romans – in seiner Muttersprache und eines sehr aktiven Engagements in albanischen Kulturkreisen.

Diese biographische Notiz erscheint für die Besprechung notwendig als Voraussetzung, um, wie im OeSV fast zwingend, die „Erscheinung“ der Gedichte würdigen zu können. Zumal die Sprache, genauer: das in die sprachliche Form Setzen, bei der beschriebenen mehrschichtigen inhaltlichen Ausgangslage eine

wesentliche Übermittlungsrolle besitzt und in der Lyrik neben dem rein Formalen – das nicht streng wohl aber als nachvollziehbare Richtschnur gehandhabt wird – eine wahrhaft essenzielle Rolle. So etwa entspricht, als ein wesentliches Stilmerkmal, der Rhythmus der Worte approximativ dem Rhythmus der Gedanken. Kern der Gedanken sind dabei nicht eigentliche Denkübungen, sondern Kern ist ein „Wortwerden“ von Gefühlen. Gefühle wiederum wollen ihrerseits weniger Stimmungen evozieren, sondern richten sich an körperlich-geistigen Reaktionen aus und machen an aufgerufenen Imaginationen fest. Aber: indem Assoziationen nur bedingt sprachlich (vor)gegeben werden, wird der Anteil des „Lesers“ erheblich ... im Albanischen mögen die Konnexionen offener sein. Immerhin spricht Xhelili Verbindungen zur Antike an, so *die Feinde des Altertums* (Seite 116/177) oder Sisyphos (Seite 119). Daneben bleibt die ferne Geliebte als ein Topos bestehen, das eine oder andere Moment erinnerte den Rezensenten durchaus an Dantes Beatrice (etwa Seite 121).

Zwingend kommt für den Gesamteindruck ebenso wie für die einzelnen Stücke letztlich die Übertragung in Spiel. Sie erscheint in diesem Fall sehr gelungen, indem sie den dreifachen Schwierigkeitsgrad meistert als Leitfaden die Kenntnis des Autors, als steten Background die Kenntnis seiner Sprache (die ja „Fremdkulturelles“ in sich trägt) und als Motor das buchstäbliche Über-Setzen in die eigensprachliche „Noten“: insbesondere nachvollziehbar am Sprachfluss, in den Reimen ebenso wie in den freien Rhythmen, teilweise in bewusst „gesetzten Sätzen“. Natürlich stellt sich die Frage, inwieweit all dies dem Original entspricht. In diesem Fall überlässt man sich allerdings gerne der „Führung“ durch den Übersetzer im Nachvollzug in der – durch viele Detailspekte ebenso wie durch die großen Bögen genährten – Überzeugung, in diesem Fall wahrhaft Wesentliches in Inhalt, Form und Stil mitzubekommen.

Beeindrucken schon die Gedichte Xhelilis in ihrer poetisch kontrollierten Intimität, so stellt zweifellos, wenngleich als Arbeit im Hintergrund, das ihr offensichtlich gerecht werdende Transponieren ihrerseits eine wesentliche Leistung dar. Der OeSV ist also nicht von ungefähr gerne offen für die Mitgliedschaft von Übersetzerinnen und Übersetzern!

Martin Stankowski

Aus dem Kreise der Mitglieder

Auszeichnungen und Ehrungen

Wir gratulieren den Geehrten und freuen uns mit ihnen!

Elfriede Bruckmeier

wurde am 05. Oktober 2021 im Landtagssaal in St. Pölten das Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich verliehen.

Abschiede

Wir trauern um unser verstorbenes Mitglied

Eleonora Babacek-Hübel

16.02.1931 – 15.11.2021

Nachruf

Eleonora Babacek-Hübel

16.02.1931 – 15.11.2021

*Die Worte zerstieben / wie Flocken im Wind / und schmelzen in Ackererde.
Zum Dichter wird, / wer verstummt.*

Diese schwermütigen und doch flockenleichten Zeilen, die in ein scheinbares Paradoxon münden, stammen von der Klosterneuburger Dichterin Lore Hübel, die am 15. September nach langer Krankheit im 91. Lebensjahr verstorben ist. Lore Hübel wurde am 16. Februar 1931 in Wien-Ottakring geboren, die Eltern

übersiedelten im selben Jahr nach Klosterneuburg, wo sie bis zuletzt ihren ständigen Wohnsitz hatte. Bis zu ihrer Pensionierung unterrichtete sie im Bundesrealgymnasium Klosterneuburg als allseits geschätzte Deutschprofessorin. 1990 wurde sie mit dem Titel Oberstudienrätin ausgezeichnet.

Schon in den späten 1940er-Jahren mit ersten schriftstellerischen Tätigkeiten hervorgetreten, hat Hübel zahlreiche Bücher veröffentlicht. Einige ihrer Texte wurden vom Komponisten Johannes Holik vertont. Sie war unter anderem langjähriges Vorstandsmitglied der Literaturgesellschaft Klosterneuburg, Mitglied des Literaturkreises Podium sowie des Österreichischen SchriftstellerInnenverbands. 2001 wurde sie mit dem Kulturpreis der Stadt Klosterneuburg ausgezeichnet.

Wer Lore Hübel kannte, hat eine quirlige, engagierte Persönlichkeit vor sich, die am literarischen Leben ihrer Zeit regen Anteil nahm, sich u.a. für Thomas Bernhard und die zeitgenössische Literatur im Allgemeinen begeisterte und den Jüngeren stets eine interessierte, ermutigende, aber auch kritische Mentorin war. Und wenn sie über sich selbst sagte, sie habe ihr Leben „der Literatur geweiht“, dann nicht in ironisch-pathetischer Anwandlung, sondern aus wahrhaftiger Einstellung. Durchaus geerdet lebte sie gemeinsam mit ihrem Bruder in der elterlichen Villa in Klosterneuburg, wo sie im Garten einige Jahre lang einen Ziegenbock hielt und auch Hühner, mit deren Eiern sie ihre Bekannten beschenkte.

Obwohl sie auch sehr lesenswerte Prosa schrieb, fand Lore Hübel in der Lyrik die ihr entsprechende Ausdrucksform. Hier setzt sie sich mit den großen Themen Liebe und Tod auseinander, hier entstehen auch stimmungsvolle Reiseimpressionen, und nicht zuletzt steht immer wieder die Religion im Mittelpunkt.

Lore Hübel war eine lebensfrohe, wache und kluge Frau. Sie lachte gern. Ich sehe sie vor mir, wie sie lacht, und wie hinter diesem Lachen mit großen fragenden Augen nicht selten ein Zweifel steht, etwas Uneinlösbares, eine unauflösbare Verzweiflung.

Mein Lieblingsgedicht (sie wusste, wie sehr es mir gefiel, und es freute sie):

Du stehst / und schreist.

Du gehst / du reist / und weißt / du kreist.

Du stehst / und schreist.

Ewald Baringer

Erratum

In der Ausgabe „Literarisches Österreich 2021/1“ kam es leider zu einem Fehler bezüglich der Biografie von Axel Karner. Sein Geburtsort, Zlan in der Gemeinde Stockenboi, befindet sich in Oberkärnten und nicht, wie irrtümlicherweise angegeben, in Slowenien.

Ebenfalls in der Ausgabe „Literarisches Österreich 2021/1“ wurde das Gedicht „Es geht bergauf“ von Annelies Glander abgedruckt. Dabei fehlt leider die entscheidende Anmerkung, dass es sich um eine Übersetzung des Gedichtes „The Hill We Climb“ von Amanda Gorman handelt.

Wir entschuldigen uns für diese Fehler.

Impressum

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: office@oesv.or.at, Web: www.oesv.or.at

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Bernhard Heinrich und Dr. Martin Stankowski

Redaktion dieser Ausgabe: Dr. Martin Stankowski, Mag. Ewald Baringer, Laura Dannerbauer, Assistentin: Laura Dannerbauer

WIEN 
KULTUR 

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH